Die Zukunft.

Berlin, den 16. Februar 1901.

Der Tag.

Der Tag: so hieß ein schnell verschollenes Theaterstück, heißt heute noch eine Zeitung, der die Sachverständigen ein schlimmes Horoskop stellen. Das Stück hat ein junger Herr, der sich den fremd und vornehm klingenden Namen Stefan Vacano gab, geschrieben und „in herzlicher Dankbarkeit und Verehrung" dem vom Literarhistoriker zum Theaterpächter herabgekommenen Dr. Brahm gewidmet, seinem „lieben Freunde", der die Leistung des in Ungarn geborenen Semssohnes flink auf sein Deutsches Theater schleppte. Das ging nun nicht, trotzdem in dem Stück — das den Ruthenenaufstand des Cholerajahres 1831 gegen die magyarischen Schinder mit den bewährten Künsten der Webertechnik zu schildern versucht — die edelsten Magnaten in einem Lohfau sprechen, der das Pluvium gerade dieses Cyclaters vertraut anheimeln mußte. Von hundert Beispielen eins: „Das ist Dein Erfolg, daß Du bist gegangen als Apostel Bildung predigen und Licht bringen unter meine rußnialischen Bauern." So spricht nicht etwa der Oberrabbiner des zempliner Komitates, sondern Herr Elemer Hunyor von Varanno, ein echter Sohn Arpads. Herr Schönstedt hätte ihm nach solcher Stilprobe das Notariat verweigert. Ein Schülerstück, das nicht die geringste Spur irgend eines Talentes zeigt, früher kaum im fernsten Osten Berlins aufgeführt worden wäre und hier nicht erwähnt zu werden brauchte, wenn der Autor nicht eine Prangerstrafe verdient hätte. Herr Vacano giebt sein „Drama" für eine von ihm selbständig geleistete Arbeit aus und der liebe Freund und Mimenausbeuter ließ durch seine Liktoren die Mär verbreiten,

die ernsten Geschichtstudien wenigstens müsse man anerkennen, die der junge Transleithanier getrieben habe. Das ist Schwindel, halten zu Gnaden. Ein Zufall hat mich auf die Fährte gebracht; und nun weiß ich: Herr Vacano hat fast alle Details, die seiner Dilettirerei einen derben Spannungreiz gaben, einem Roman des Herrn Maurus Jokai entlehnt — ist das Wort nicht höchst höflich? —, des schlauen Kolportageromanciers, der die abenteuerlichen Erfindungen des alten Dumas ins Magyarisch-Barbarische vergröbert hat. Der Roman heißt „Traurige Tage", spielt im Cholerajahr 1831 und behandelt den Aufstand der ruthenischen Bauern; für eine Mark ist er bei Otto Janke in Berlin zu haben. Er ist eben so unsinnig und unliterarisch wie Alles, was Jokai gemacht hat; dem jüngsten Günstling des Naturalistenklüngels aber war er als Quelle doch rein genug. Der dachte wohl, solches Zeug lese im Deutschland Brahms und Hirschfelds kein Mensch mehr; und er entlehnte. Das feindliche Verhältniß zwischen Vater und Sohn; die Geschichte von dem Sonderfriedhof, den die harten Herren für die am „Morbus" gestorbenen Hörigen einzäunen lassen; von den Wismuthpulvern, die der Bauer, weil er sie für Gift hält, nicht nehmen will und die der aufgeklärte Doktor deshalb in Scheunen und Brunnen schüttet; von dem Auge, das der Magnat einem Ruthenen ausschlug; von dem frischen Brot, das, in guter Absicht, den Bauern gegeben wird, dessen ungewohnter Genuß ihnen Magenbeschwerden macht und in dem die Verängsteten ein neues tötendes Gift wittern; von den lächerlichen Quarantainemaßregeln, die schon damals, vor dem Bacillenschrecken, die Feigheit ersann; von der Wirkung jedes natürlichen Krankheitsymptomes auf die wirre Volksphantasie. Und so weiter. Die Sache wäre harmloser, wenn Herr Vacano einfach die Handlung von Jokai genommen hätte; aber ihm war wohl die Kollusion wichtig und so ließ er dem guten Maurus seine Henkerromantik und nahm nur, was er, ohne gleich die Ertappung auf frischer That fürchten zu müssen, nehmen konnte: die Stimmung einer getretenen, unwissenden, verprügelten Masse, die, selbst wenn man ihr helfen will, sich von Herrentücke verrathen wähnt, und die durch den dicken Romanband verstreuten Details, die Rosinen aus dem zähen Teig des zempliner Kuchens. Sogar das jüdische Schankwirthpaar hat er von Jokai; nur war Maurus nicht so gerieben wie Stefan. Der läßt seinen Branntweinschänken brüllen: „Ein Volk, das über seine Juden hergefallen ist, hat Gott noch immer gestraft!" Läßt dem Moische, bei dem das ganze Ruthenendorf in der Kreide sitzt, ein Holzkreuz auf den Rücken binden und schreibt dem Regisseur dann

vor: „Moiſche ſieht merkwürdig aus. Er geht nach vorn gebückt, als drückte ihn die Laſt des Kreuzes; um ihn herum die tobende Horde, Viele ſchon betrunken. Das hellbraune Pelzwerk ſeiner Mütze umgiebt ihn wie ein Heiligenſchein". Die berliner Judenheit, der ſo viele anſtändige und verſtändige Leute angehören, ſollte gegen ſolchen Unfug heftiger proteſtiren als gegen ſchönſtedtiſche Aufrichtigkeit ... Herr Vacano iſt noch ſehr jung; und die modernen Kriminaliſten ſind für ſchonende Behandlung der „Jugendlichen". Doch die Stufe der unbedingten Strafunmündigkeit hat er überſchritten und muß deshalb verurtheilt werden. Bedingt; wenn er ſich beſſert, nicht wieder wahllos von den Tiſchen Hauptmanns, Jokais und Tolſtois naſcht, ſoll ihm verziehen ſein. Einſtweilen trägt er den Makel. Von Rechtes wegen.

Das war das Stück. Im Januar kam es ans Licht und ſtarb drei Tage nach der Geburt; die Säuglingſterblichkeit iſt in dieſem Theaterjahr größer denn je. Ein Weilchen vorher war die Zeitung erſchienen. Sie ward längſt ſchon erwartet. Seit in rothen Eckmannlettern auf ſchwarzem Grund zum erſten Mal an den Säulen ſtand: „Der Tag. Moderne illuſtrirte Zeitung. Auguſt Scherl, G. m. b. H.", ſchliefen die Inſeratenfarmer nicht mehr und ihren Antreibern pochten die Pulſe in Angſt. Dieſer Scherl! Mit ſeinem Lokalanzeiger hatte er die Abonnentenliſte aller berliner Blätter verkürzt, mit ſeiner „Woche" alle illuſtrirten Zeitſchriften zu Grunde gerichtet. Was mochte er nun wieder ſinnen? Jedes arge Trachten war dem Mann zuzutrauen; und ſchreckende Gerüchte ſchlichen durchs Holzpapierreich. Sechs Millionen will er in die Sache ſtecken; in Amerika hat er, weils hier nicht ſchnell genug ging, eine Maſchine für Illuſtrationendruck beſtellt, die über hunderttauſend Mark koſten ſoll; was auf dem hauptſtädtiſchen Markt an Journaliſten von einigem Ruf zu haben war, hat er gemiethet, in die Redaktionen der Voſſin, des Tageblattes, der Täglichen Rundſchau, des Vorwärts ſogar Lücken geriſſen, Brandes, Muther und andere Träger tönender Namen durch feſte Kontrakte zur Mitarbeit verpflichtet. Was will Das werden? Droht den alten Lieblingblättern der Bourgeoiſie da nicht eine Lebensgefahr? Herr Leſſing, der karge Zahler, putzte das morſche Piedeſtal ſeiner Tante Voß haſtig mit einem Feuilleton aus, das ſeitdem täglich die Leſer zu mitleidiger Heiterkeit ſtimmt, und miethete, um den die Kundſchaft verſcheuchenden Geruch des Antiſemitismus endlich loszuwerden, für die Theaterkritik zu dem erſten noch einen zweiten Sohn Abrahams, aber, nach der Tradition ſeines Blattes, einen, der gar nichts kann. Herr Leoyſohn, den wir Alle nicht miſſen möchten und deſſen fünfundzwanzigjähriges Jubiläum als erſter Commis der Firma

Rudolf Mosse — mit dem Recht, die Honorare auszuschreiben, die S. M. R. M. dann „abrundet" — Europens feinste Geister jetzt in Dankbarkeit feiern, der gute Vater Levysohn schnupperte unruhvoll umher, warnte in der letzten seiner berühmten Wochenübersichten aus dem neunzehnten Säkulum, keinen „Streit um des Jahrhunderts Bart" zu beginnen, und sorgte dafür, daß in der Ordensfestliste die Zeile gestrichen wurde, die Augusti Scherl Dekorirung meldete. Natürlich; geht der „Tag", dann kommt das Tageblatt noch mehr herunter und der erste Commis muß schwere Stunden durchmachen; da ists schon besser, der Kundschaft nicht erst zu sagen, daß ein Mann namens Scherl auf der Welt ist. Der aber ist so ganz leicht nicht totzuschweigen. Von Dem wird man einst, wie Goethes Invalide von weiland Karl dem Fünften, sagen: „Das war ein Herr! Er hatte die Hand über den ganzen Erdboden und war Euch Alles in Allem." In jedem Jahr verdruckt er achthundertunddreißig Millionen Bogen Papier für Lokalanzeiger und Woche; er sagt es selbst, schwarz auf Weiß, und fügt, in bescheidenem Stolz, noch hinzu: „Mit einem Papierläufer, in der Breite des Lokalanzeigers aus der Gesammtbogenzahl beider Blätter hergestellt, könnte man die Erde am Aequator fast neunzehnmal umspannen." Könnte? Nächstens thut ers vielleicht. Ueber Solchen hat selbst Levysohns mild schmunzelnde Majestät keine Gewalt; Den kann sogar er nicht entdecken, nicht mit des Schweigens ihm theurem Mantel bedecken. Und es ist klar, daß eines Solchen Plan, eine neue große Zeitung zu gründen, in alle Schwarzen Küchen Verwirrung trug. Den armen, oft recht begabten Leuten, die unter der Peitsche des Plantagenbesitzers stöhnen, stieg mit den rothen Lettern am Horizont der Morgenglanz einer Hoffnung auf. Bei Scherl wird gut bezahlt und ist wenig zu thun. Das wußten sie schon; wie mußte es nun erst werden, wenn dieser in mystischer Nebelferne thronende Gott, dessen Sandsteinpforte ein Löwe bewacht, aus dem Gewölk trat und sich entschloß, mit „richtigen" Schriftstellern eine Zeitung für gebildete Menschen zu machen! Eine Lohnkonjunktur war zunächst schon sicher; am Ende aber kommt es noch einmal so weit, daß jeder Journalist aussprechen darf, was er meint, und nicht mehr, wenn er hinter dem Bierkrug eben sozialdemokratisch gewettert hat, gezwungen ist, einen wüthenden Leitartikel gegen das vaterlandlose Treiben der Umsturzpartei zu schreiben. Durch die Reihen der geknechteten Zeitungleute, die fast ausnahmelos natürlich Sozialisten sind, geht ein großes Sehnen nach Freiheit; und „vollste Meinungfreiheit" hatte der Semper Augustus im ersten Prospekt ja seinen Arbeitern zugesagt. Diese holde Verheißung hatte auch das Interesse Derer

geweckt, die von dem Gelingen des Plans keine Konkurrenz zu fürchten, keine Konjunktur zu hoffen hatten. Vielleicht, dachten wir, entsteht hier mählich die Zeitung, die Berlin, die Deutschland braucht, das unabhängige, saubere Blatt, in das nicht Reportergeschwätz, nicht auf eines Kapitalisten Kommando ausgebrütete Weisheit, nicht in den Gesindestuben der Reichs- und Staatsämter erschnüffelte Nachrichten gepackt werden, nein: das tüchtigen Menschen die Stätte bietet, wo sie, unter eigener Verantwortlichkeit, aussprechen können, „was ist", oder, auf dem schmaleren Pfade des lustigen Weisen Peter Altenberg, zeigen können, „wie sie es sehen". Alles Erdenkliche ist während der letzten Jahre versucht worden, um neuen Zeitungen Erfolge zu sichern; mit Bildern, endlosen Depeschen, Interviews, billigen Preisen, Holzbocksprüngen, Sensationen, Lügen jeglicher Art hat mans probirt. Laß uns, Germania, den Mann erleben, der den Versuch macht, ob eine Zeitung nicht auch dadurch wirken kann, daß sie gut geschrieben ist, im Verkehr mit Potentaten, betitelten Volksdienstboten und süßem Pöbel sich reinlich hält und, ohne läppischen Majestätplural, sich als den literarischen Ausdruck einer Schaar temperamentvoller Persönlichkeiten giebt!

So flehten wir. Und als die ersten Nummern des neuen Blattes erschienen waren, steckten Enttäuschte die Köpfe zusammen und von der Lippe glitt ihnen ein Seufzer; 's war wieder nichts. Den Annoncenpflanzern kehrte der entflohene Schlaf zurück, den Antreibern das brutale Lakaienlächeln; und Levysohn pflückte, ein froh jubilirender Jüngling, auf steilen Graten wieder mit keckem Tintenfinger Stilblüthen vom ewig papiernen Baum. Die Gefahr schien vorüber. Augustus hatte seinen Varus gefunden; von der Zinne der Teutoburg in der Jerusalemerstraße lohten Freudenfeuer ins Gelobte Land und Haasensteins glorreicher Ueberwinder beschloß, das Jubiläumsalmosen für den ersten Commis nach oben hin abzurunden.

Der Tag, der da aus dem Nebelmeer der Reklame stieg, sah wirklich böse aus. Die Bilder reizten die Lachluft; alte Ladenhüter in abscheulicher Reproduktion. Die amerikanische Maschine, hieß es, versagt den Dienst und der deutsche Ersatz wird erst im März fertig. Der kluge August — so nennen ihn seine Leute — war diesmal wider Erwarten klug genug, nicht klug zu sein: er schleppte das Weh und Ach über die unbrauchbare Illustrationenmaschine durch unzählige Ankündungen und rief Jedem ins Ohr, was Jeder schon wußte: die neue Zeitung sei einstweilen spottschlecht. Die erste Niederlage hatte den im Siegen Verwöhnten wohl betäubt. Sonst hätte er sich gefragt, was die Käufer denn der interne Geschäftsbetrieb kümmere; und zweitens, ob die

schlechte Maschine auch an der schlechten Redaktion mitschuldig sei. Die häßlichen Bilder hätten wir verschmerzt; die Anarchie schreckte die Kunden fort. Das war gar keine Zeitung, war eine schwache, täglich erscheinende Kopie der lieben „Woche", einer nicht vom unermüdlichen Finderſinn des Herrn Dahms erhellten „Woche". Da stand ja nichts von Alledem, was der Käufer in einer Tageszeitung sucht. Da war, wie in einen schlecht gepackten Koffer, hastig hineingestopft, was die Hand gerade griff. Im ersten Artikel der ersten Nummer war die tausendmal erörterte Hypothekenbrochure Voigts ausgeschrieben; dafür allein hätte der leitende Redakteur eine gelinde Todesstrafe verdient. Und so ging es weiter. Die Bilder sind besser, als Nachrichtenbehälter ist eine Abendausgabe angeflickt worden; der Sitz des Uebels aber ist unangetastet geblieben. Der „Tag" hat bessere Redakteure als irgend ein anderes Blatt in Berlin. Die witzigen Herren Roland und Marx, deren Bierfidelitas im Bürgerthum des Denkerlandes verwandte Stimmungen auslösen könnte. Den gründlich gebildeten, geistig polyglotten Herrn Franz Oppenheimer, der immer, als Agrarpolitiker, Soziologe, Kolonisator, Dramatiker, Werththeoretiker und Praktischer Arzt, bereit ist, auf jeden ihm vor die Flinte laufenden Haasen zu schießen, dem man aber nicht erlauben dürfte, mit berlinisch-jüdischen Jargonanklängen von tiroler Almen herab zu plaudern. Den früheren Hauptmann Fritz Hoenig, den viele Sachkenner für den geschicktesten aller deutschen Militärschriftsteller halten und der nur, wenn er den Grafen Walderſee zu retten versucht, offen den Lesern sagen sollte, daß er seit Jahren mit dem Helden von Paotingfu in intimer Verbindung steht und nicht als unbefangener Richter, sondern aus der mit ihm korrespondirenden Seele des zu Rettenden redet. Den gewandten und eifrigen Bilderbesprecher Rosenhagen, dessen Walderſee Liebermann heißt, und den starken Stilisten Krebs, der Musik fein empfindet. Die Brüder Hart, die neben Mauthner, dem voltairisch klareren Kopf, die besten Literaturkritiker unserer Tagespresse sind und ihr Gebiet vorsichtig darüber hinaus dehnen könnten. Herrn Kerr, der noch nichts Rechtes zu sagen hat, sich allzu beträchtlich findet, im Urtheil, wenn ers nicht nachspricht, fast immer höchst spaßhaft irrt, mit seinem pretiösen, aus allerlei Mustern zusammengelesenen Stil aber manches Thiergartenbewohners Staunen erregt, mitunter einen hübschen Wortwitz hascht und sich vielleicht zu einem angenehmen Plauderer entwickelt, sobald er unbarmherzig gezwungen wird, vom Mummenschanz zu scheiden und zu reden, wie ihm der Schlesierschnabel gewachsen ist. Herrn Nordhausen, auch einen in fremde Röcke Gekleideten, der nicht

epigraphiren und erst recht nicht über politische Vorgänge, sondern nur über ländliche und städtische „Lokalereignisse", über Bauernhochzeiten und Straßenkrawalle schreiben dürfte. Und, vor Allen: Schönhoff, der mehr als ein Schriftsteller, der eine Natur ist und — es giebt nichts unsere Preßzustände greller Beleuchtendes — noch nie an den richtigen Platz gestellt wurde. Ein Falstaff, der nicht prahlt und nie lügen lernte; der einzig echte bohémien, ein deutscher, mit dickem Bier genährter, natürlich, unter den Spreeliteraten. Der müßte mit seiner Plempe zwischen die bramarbasirenden Papierpistols fahren. Der sollte uns von Arbeiterversammlungen, vom Obdachlosenasyl, von der Stimmung im Gewerkschaftkartell, von der Heimarbeiter Noth und des ertrinkenden Handwerks rathloser Kurzsicht, von Fortbildungschulen und proletarischer Hauswirthschaft, vom Weben und Treiben in Bürgerschänken, Studentenkneipen, Bummlerspelunken erzählen und dem Wohnungelend bis in die dunkelste Schlafburschenhöhle nachgehen. Der könnte das Leben bayerischer und böhmischer Bauern so anschaulich wie das berlinischer Prostituirten, Gerichtsverhandlungen so gut wie Parlamentsschlachten schildern, dem Hausirer, der Glanzpapierarbeiterin, dem Markthallenwucherer, der Vorstadtbänklerin und dem Sittenschutzmann nachschleichen und uns Welten entdecken, die nie noch eines bourgeoisen Wanderers Fuß betrat, nie aus dem Reich der Hadern eines Scheinwerfers Strahl erhellte ... Mit solchen Kräften könnte, zumal Herr Scherl kein Knicker ist, Außerordentliches geleistet werden, waltete über ihnen nur ein bewußter Wille. Der fehlt; und so geht Alles drunter und drüber. Ein Orchester, eine Theatertruppe mit guten Solospielern, doch ohne Dirigenten, ohne zügelnden, erziehenden Regisseur. Zwischen Artikeln, an denen sich jeder Gebildete freuen kann, tummeln sich alte Zeilenschinder, Börsencourierpferde und Reitdamen in unsauberen Sätteln. Manchmal sieht die Geschichte aus, als hätte ein Stammtisch eine Bierzeitung zusammengestoppelt. Kein einziger Politiker im dichten Haufen der Redakteure. Keiner, der morgens und abends sagt, was der Tag vom „Tag" heischt. Kein erleuchteter Despot, der den akkumulirten Kräften die Richtung weist und der Vergeudung von Energiemengen wehrt. Da ists denn nicht wunderbar, daß die Sache schon jetzt verloren gegeben wird und man selbst von treuen Augustinern auf die Frage, ob der „Tag" gehe, die der stettenheimischen Witzruhmeshalle entlehnte Antwort hört: Warum soll er nicht gehen, da Niemand ihn hält?

Der Fall dünkt mich wichtig, viel wichtiger als die Frage des Rassennotariats, als die zum Ekel beschwatzte Jesuitenhetze des neuen Rousseau

mit dem waldeckischen Civilistenhochmuth. Hier ist ein Anfang, ein Saumpfad, der aus den übel dünstenden Niederungen unserer Preßmisere aufwärts führen könnte. Hier ist zum ersten Mal der Versuch gewagt, die Zeitung aus den Sklavenketten zu befreien, die Kapitalisten, Telegraphisten und Reporter ihr in nächtiger Stille geschmiedet haben, und sie Denen zurückzugeben, die sie schufen, den Schreibern, den Produzenten, denen Räuber das zur Produktion nöthige Werkzeug entrissen haben. Ein steinreicher Mann gewährt Jedem, der Etwas zu sagen hat, „vollste Meinungfreiheit", läßt jeden Vorgang von verschiedenen Standpunkten aus beleuchten, fordert nicht, daß seiner Kundschaft früh und spät die selbe parteiliche Weisheit in die Hirne gehämmert wird, und schlägt von der Literatur zur Presse endlich, endlich wieder die Brücke. Ein prachtvolles Programm, dem Herr Scherl, trotz aller Irrung und Wirrung, bis heute nicht untreu geworden ist. Und er bezahlt seine Leute gut. Ists nicht ein Skandal, daß Herr Krebs als erster Musikkritiker der Vossischen Zeitung, die Millionen einbringt, wie früher Fontane einen Monatslohn von zweihundert Mark erhielt? Ists nicht für Schreiber und Leser gut, daß sein neuer Herr ihm das Dreifache zahlt und ihn so von der Last der Nebenfrohndienste entbürdet? Wäre es nicht schmählich, wenn wir eine Zeitung, die uns mehr werthvolle Artikel gespendet hat als je ein berliner Tageblatt, thatlos zu Grunde gehen, mit verschränkten Armen den schönen Plan scheitern ließen, den Raubbauern, Kupplern und Kulitreibern, den Entmannern unserer impotenten Publizistik allein zur Lust? Dann würden die Leute, die mit öffentlichen Meinungen handeln wie der Nachbar mit Tüllgardinen, Terminweizen, Leibwäsche oder Watercloſets, die schlaffen Hängebäckchen aufblasen und grinsen: Seht Ihr, — anders gehts eben nicht!... Und Herr Scherl soll schon müde, halb und halb schon entschlossen sein, den kostspieligen Kampf aufzugeben und den „Tag", der so hell zu leuchten bestimmt schien, ins sanfte Dämmerlicht einer „Unterhaltungbeilage für die Provinz" niedertauchen zu lassen.

Im Karneval ist Manches gestattet. Selbst der Größenwahn verliert da einen Theil seiner Widrigkeit. Sonst wärs ja vermessen, einen Mann direkt anzureden, der die Erdachse, wenn er nur wollte, fast neunzehnmal in von ihm bedrucktes Papier wickeln könnte und in einem Jahr achtzehntausend Privattelegramme empfing, also rund fünfzig an jedem Tag. Doch ich binde die Maske vor. Nun wirds gehen.

Lieber Herr Scherl!

Du — im Karneval duzt der Milchmann sogar den Millionär —

haſt die Hand über den ganzen Erdboden. Moſſe haſt Du auf einen Ritt in den Sand geſtreckt, Ullſtein Dir tributpflichtig, Spemann zum Vaſallen gemacht, Kröner ſelbſt, Cottas ſtolzen Erben, genöthigt, Dir in der weiten Welt nachzuahmen. Du haſt 645000 zahlende Abonnenten und ſo viele Inſerate, wie Du haben willſt. Du verſteuerſt ein Millioneneinkommen, läßt bei Hundekehle, zwiſchen Wertheim und Fürſtenberg, einen Palazzo leerſtehen und rufſt, wenn Dein Haupthaar des Schnitters harrt, den Leibfriſeur von Berlin nach Gaſtein. Deinen Botſchaftern öffnet ſich vorn ſogar in jedem Reichs- und Staatsamt die Thür, excellenter Herren höchſtes Glück iſt, mit einem neuen Stern, excellenter Damen ſehnlichſter Wunſch, mit einem hübſchen Kind in die „Woche" zu kommen, und weil Dein Spezialphotograph drei Aufnahmen braucht, müſſen Ehrencompagnien, müſſen ganze Regimenter dreimal an einem Tag im Parademarſch ſchwitzen. Du biſt in der inneren wie in der äußeren Politik ein Faktor, mit dem man rechnen muß; wenn Du Deinen 645000 Kunden ein Jahr lang ſagſt, aus Deutſchland müſſe eine Republik gemacht werden, gegen die Rom und Sparta Nonnenklöſter ſeien, glauben es mindeſtens ſechs Millionen Menſchen und wir haben, ehe noch Bernhard Bülow die letzte Ehre erwieſen iſt, die politiſche Revolution. Alles haſt Du, Geld, Macht, Wirkung, Alles, was Menſchen Begehr. Manche ſagen, Dir liege an ſichtbaren Zeichen höfiſcher Gunſt und deshalb werdeſt Du nie wider den Stachel löken. Das glaube ich nicht. Eben haſt Du die Krone zum rothen Adler vierter Klaſſe bekommen; einen Beamtenorden. Die Bureaukratie hat ſich von dem Schreck noch nicht erholt. Nun kannſt Du, nach einer Pauſe, noch die dritte Klaſſe kriegen. Dann aber iſts ziemlich aus, wenn Preußen den Preußenſchein wahren will. Dann biſt Du auf der Ehrenleiter ſo hoch geklettert wie ein Dutzendtſchinownik. Das kann Dich nicht reizen. Reizte Dichs, Du würdeſt von Zeit zu Zeit den Maßgebenden zeigen, daß Du auch unangenehm werden kannſt. Denn Du biſt klug. Nicht nur ein Geſchäftsgenie, wie ſie Dich nennen. Ein geſcheiter Menſch. Das iſt mehr. Deine Sparkaſſenvorſchläge waren verſtändig, auf dem Boden richtiger Pſychologie gewachſen, Deine Volkstheaterpläne nur noch gährend, noch ungeklärt. Als Eiſenbahnminiſter würdeſt Du ſicher Nützliches leiſten. Aber wir leben in Preußen; da wird allenfalls ein Ballien, aber kein Auguſt Scherl Excellenz. Was alſo willſt Du noch erreichen?

Du ſtehſt jetzt am Scheideweg. Lokalanzeiger, Woche: wunderſchön; unzählbare Goldſtücke und in der Kulturgeſchichte vor Aſchinger und hinter Wertheim ein Plätzchen, dicht bei Loeſer & Wolff und Tietz. Das war, wird

es heißen, ein Mann, der den guten Einfall hatte, die Politik aus der Zeitung zu treiben und die Kundschaft mit Nachrichten und Bildchen zu stopfen, bis sie voll war und in seliger Sattheit entschlief. Ein riesig gerissener Geschäftsmann, der Millionen über Millionen häufte. Paßt solche Inschrift Dir auf der Totentafel? Du könntest es besser haben. Bedenke: bei Schmargendorf hat Mosse ein Waisenhaus gebaut, das auch nicht mehr im Geringsten stinkt und einen viel schlimmeren Sünder vor der Nachwelt entsühnen würde. Du kannst mehr leisten, kannst, August Scherl, G. m. b. H., unsterblich sein. Führe den „Tag" zum Sieg und das Germanenheldenbuch wird von Dir melden: Dieser gab die Zeitung den Zeitungschreibern zurück, ließ von ehrlichen, tapferen Leuten, Männern und Frauen, der Zeit einen sauber abgeputzten Spiegel vorhalten. Thus; und wir jubeln Dir, schwingen Dir Palmenzweige und Mosses Waisenhaus zerbröckelt im Lied.

Und fängst Dus fein an, nach Deiner Art, so wirst auch damit Du Geld verdienen. Nur weg mit dem Abendblatt; eine Ausgabe, die, früh oder spät, alles Wichtige bringt und von gebildeten für gebildete Menschen hergestellt ist. Weg auch mit den Bildern; die regen uns Brechreiz. Wir kennen de Wet nun, wissen, wie Walderſee aussieht, mit und ohne Gamaschen, im Helm, in der Mütze, mit interimistischem Fernrohr und definitivem Feldherrnstab. Auch an den britischen Uniformen haben wir uns satt gesehen und langen nicht einmal nach dem Verbrecherschädel des rückfälligen Mörders Milan Obrenowitsch. Die Illustrationenmaschine kann der Lokalanzeiger oder die „Woche" gebrauchen; am Besten wärs, Du schenktest ihnen auch den Zweifarbendruck gleich noch dazu. Kannst Du Zeichner finden, die ein getreues Portrait, eine lustige Karikatur im Stil Caran d'Aches, Brunos Paul oder Léandres oder gar eine Satire im Stil Forains oder Heines zu Stande bringen: famos; doch auch darauf können wir leichten Herzens verzichten, wenn Deine Leute unter guter Leitung an gutem Werk sind. Soll das Werk gelingen, darfst Du nicht Alles im Haus arbeiten lassen. Wir ersterben nicht vor einem Geheimrath; aber der dümmste Geheimrath kennt das Gesetz, das er als Tischler behobelt hat, und die Materie, die es glätten soll, besser als der Redakteur, der gestern in China, heute bei Christine von Spanien war, inzwischen Malthus ausgegraben und Pettenkofer eingesargt hat und zum Alpenfestkaterfrühstück nun einen ausgenommenen Hering in saure Lorbersauce legt. Wenn der Hosenschneider an Deinem Frackrumpf die Armlochweite ausmessen wollte, würdest Du grob. Und wir sollen, ohne zu klagen, leiden, daß eine einzige

Werkstatt uns aller Weisheit letzte Schlüsse liefert. Wir lechzen, Abertausende, nach einer geruchlosen Zeitung, die auf allen Gebieten Sachverständige zum Wort kommen läßt, doch auch nicht verschweigt, wen sie, uns zu belehren, heranzog, nicht mit offiziösen Schmuggelkonserven uns den Magen verdirbt, nach einer geschriebenen, nicht aus Depeschen und Reporterquark zusammengeklebten Zeitung, nach einer, die nicht, um vor Herrn Omnes zu dienern, schon öffentlich, also halbwelk gewordene Meinungen weitergiebt, sondern durch den muthigen Ausdruck persönlichen Meinens das öffentliche sacht zu bilden versucht. Wer diese Zeitung macht, wird mehr gethan haben als Pettenkofer, der aus seiner Heimath Städten den unterirdischen Unrath fortspülte; und er wird nebenbei noch viel Geld verdienen.

Das hat Keiner noch Dir gesagt? Natürlich. Du thronst, wie ein Herrgott, in Wolken. Männer, die Dir Arbeitgenossen sein sollten, suchen den Blick Deines Barbiers, um zu erspähen, mit welchem Fuß Deine Majestät morgens dem Bett entstieg. Könntest Du Dich nicht bequemen, unter uns Sterblichen zu wohnen, „mit zu fühlen Freud' und Qual"? Das that manchmal Mahadöh selbst, der Herr der Erde. Jetzt hast Du einen Hofstaat und Dich umdräut die in allen Zeiten und Zonen unveränderliche Monarchengefahr. Wohin Dein Auge fällt: Alles ist Dir unterthan, in Deinem Sold, Deines Winkes gewärtig, von der Furcht vor Ungunst oder der Sehnsucht nach Gnaden im Willen belastet. Mich kannst Du nicht miethen, mir kannst Du nichts bieten. Deshalb sprach ich Dich an. Aergerts Dich? Ganz ohne Rechtstitel bin ich nicht. Denn — unter uns —: Dein Plan war mein Plan, eh Du ihn hegtest. Den Herren Spemann, Vater und Sohn, die ihn Dir servirten, habe ich ihn mehr als einmal ausführlich dargestellt. Die Verbannung der Anonymität, der Bruch des Brauches, täglich einen politischen Leitartikel zu backen, der Keinem schmeckt, der Entschluß, Reporter und Reklamemacher aus dem Tempel zu jagen, den Nachrichtenstoff kondensirt zu bieten und einen Gegenstand von verschiedenen Seiten beleuchten zu lassen: diese Sächelchen stammen, nebst der Gewähr „vollster Meinungfreiheit", da hilft nun nichts, von mir. Du wirst mein Kind mir nicht im Lenz des Lebens erwürgen, wirst Mosse und Lessing nicht den Triumph bereiten, daß sie sagen dürfen: Ueber das Druckwaarenhaus August Scherl G. m. b. H. konnte er doch nicht hinaus! Du wirst, Du mußt unser Hoffen erfüllen. Giebst Du, nach der ersten Enttäuschung, meinen Gedanken auf, dann, Caesar Augustus, kann es geschehen, daß, kehre ich wirklich noch einmal physisch und psychisch ungelähmt von der Weichselmündung heim, ich ihn selbst zu gestalten versuche.

Wo ist der Ausweg?

Ein Knabe wird im Dorf geboren, wächst und arbeitet zusammen mit seinem Vater, seinem Großvater, seiner Mutter. Und nun sieht der Knabe, daß von dem Acker, den er mit seinem Vater gepflügt, geeggt und besät hat, auf dem seine Mutter mit dem Mädchen das Korn geschnitten und zu Garben gebunden hat, wobei er selbst half, die Garben in Haufen zu tragen, — nun sieht der Knabe, daß sein Vater die ersten Kornhaufen von diesem Felde nicht zu sich, sondern an dem Garten vorbei auf die Tenne des Gutsbesitzers fährt. Als sie mit der knarrenden Fuhre, die sie mit dem Vater gebunden haben, an dem Herrenhause vorbeifahren, sieht der Knabe, wie dort auf dem Balkon eine geputzte Dame an einem mit Pasteten und Naschwerk besetzten Tisch vor einem blitzenden Samowar sitzt und wie jenseits des Weges, auf einem gesäuberten Platz, die beiden Knaben des Gutsherrn in gestickten Hemden und blanken Stiefeln Ball spielen.

Der eine von ihnen hat den Ball über die Fuhre geworfen.

„Heb auf, Junge!“ schreit er.

„Heb auf, Wassjka!“ ruft seinem Sohn der Vater zu, der, die Mütze in der Hand, neben dem Kornwagen einherschreitet.

„Was ist denn Das?“ denkt der Knabe. Ich bin von der Arbeit müde, während sie spielen, und da soll ich ihnen noch den Ball aufheben!“

Aber er hebt den Ball auf. Der junge Herr nimmt den Ball mit seiner weißen Hand aus der schwarzen, eingebrannten Hand des Bauernknaben, ohne ihn anzusehen, entgegen und kehrt zu seinem Spiel zurück.

Der Vater ist mit dem Kornwagen weiter gegangen. Der Knabe holt ihn im Trabe ein, mit seinen zerfetzten Halbstiefelchen über den staubigen Weg schlotternd, und sie fahren zusammen vor die herrschaftliche Tenne, die voll von Kornwagen ist. Der hin und her laufende Inspektor, in durchgeschwitztem Leinenrock, eine Gerte in der Hand, empfängt den Vater des Knaben mit Schimpfwörtern, weil er nicht richtig vorgefahren sei. Der Vater entschuldigt sich, schreitet müde einher, zerrt an den Leinen das abgequälte Pferd und fährt von der anderen Seite vor.

Der Knabe tritt an den Vater heran und fragt: „Vater warum fahren wir ihm unser Korn hin? Wir haben uns doch damit gequält?“

„Darum, weil es sein Land ist“, antwortet mürrisch der Vater.

„Wer hat ihm denn das Land gegeben?“

„Frag mal den Inspektor. Der wird Dir schon sagen, wer. Siehst Du die Gerte?“

„Und wohin werden sie denn das Korn thun?“

„Werden es dreschen und verkaufen.“

„Und das Geld?“

„Dafür kaufen sie sich Pasteten. Hast sie doch gesehen, auf dem Tisch, als wir vorbeifuhren?“

Der Knabe schweigt und verfällt in Gedanken.

Aber zum Nachdenken ist keine Zeit. Auf den Vater wird eingeschrien, warum er nicht seine Fuhre näher an den Fehm heranschiebe. Der Vater rückt die Fuhre heran, klettert hinauf und bindet sie mit Mühe auf, wobei er seinen

Bruch immer schlimmer macht, und beginnt, die Garben auf den Fehm hinaufzuwerfen. Der Knabe hält inzwischen die alte Stute, die er schon das zweite Jahr zur Weide reitet, jagt von ihr die Bremsen weg, wie es der Vater befohlen hat, denkt dabei aber immerfort darüber nach und kann es nicht begreifen: Warum gehört das Land nicht Denen, die darauf arbeiten, sondern den herrschaftlichen Knaben, die in gestickten Hemden Ball spielen, Thee trinken und Pasteten essen?.. Er denkt darüber nach, wenn er arbeitet, wenn er die Pferde hütet und wenn er schlafen geht, — und er findet keine Antwort. Alle sagen, daß es so sein müsse; und Alle schicken sich drein.

Und der Knabe wird groß, heirathet, wird selbst Vater; und seine Kinder fragen und staunen eben so und er antwortet ihnen eben so, wie ihm sein Vater geantwortet hatte. Und in eben solchem Elend wie der Vater arbeitet er demüthig für fremde, müßige Menschen.

So lebt er und so leben Alle um ihn her. Wohin er auch geht oder fährt: überall — Das bestätigen ihm Leute, die viel gewandert sind — überall ist es das Selbe. Ueberall arbeiten die Bauern (oder andere Arbeiter) über ihre Kräfte hinaus für fremde, müßige Menschen, bis sie Brüche, Athembeschwerden, die Schwindsucht bekommen, sich dem Trunk ergeben und vorzeitig sterben. Die Weiber strengen ihre letzten Kräfte an, um zu kochen, das Vieh zu besorgen, zu waschen, die Männer zu kleiden, und auch sie werden vor der Zeit alt und siechen dahin, bewältigt von über ihre Kräfte gehender, schlecht eingetheilter Arbeit.

Und überall schaffen sich die Leute, für die diese Menschen arbeiten, Wagen, Paßgänger, Hunde an, erbauen sich Gartenpavillons und legen Spielplätze an, putzen sich täglich wie an Feiertagen, spielen und essen und trinken so, wie es die Armen, die für sie arbeiten, nicht einmal an dem größten Fest thun können.

Woher ist Das so?

Die erste Antwort, die sich dem arbeitenden Ackerbauern bietet, ist: es komme daher, daß ihm das Land weggenommen und Jenen gegeben sei, die nicht darauf arbeiten. Er und seine Familie müssen essen. Land aber hat der Bauer entweder gar nicht oder nur sehr wenig, so wenig, daß es ihn und seine Familie nicht ernähren kann. So muß er also vor Hunger sterben oder das Land nehmen, das gleich hier neben seinem Hof liegt, aber den Müßiggängern gehört; er muß das Land nehmen und auf die Bedingungen eingehen, die ihm gestellt werden.

Anfangs scheint es so; aber es ist nicht die einzige Ursache. Es giebt Bauern, die Land genug haben, um sich davon ernähren zu können. Es stellt sich aber heraus, daß auch diese Bauern, Alle oder fast Alle, sich zu Sklaven der Besitzenden machen lassen.

Woher kommt Das?

Daher, daß sich die Bauern für Geld kaufen müssen: Pflugeisen, Sensen, Hufeisen, Baumaterialien, Petroleum, Thee, Zucker, Schnaps, Stricke, Salz, Zündhölzchen, Zeug, Tabak; das Geld aber, das der Bauer durch den Verkauf seiner Erzeugnisse erhält, wird ihm wieder abgenommen in der Form von direkten und indirekten Steuern, und die Sachen, die er kauft, muß er oft noch über ihren Werth bezahlen. So kann denn die Mehrheit der Bauern das nothwendige Geld nur erhalten, wenn sie zu Sklaven Derer wird, die das Geld besitzen.

Das thun denn auch die Bauern sammt ihren Frauen und Töchtern. Manche

verkaufen sich in die Nähe, Andere auf weitere Entfernungen, in die Städte, wohin sie sich mit ihrer ganzen Familie begeben: als Lakaien, Kutscher, Kinderwärterinnen, Ammen, Stubenmädchen, Badediener, Kellner und hauptsächlich als Fabrikarbeiter. Haben sich aber die Landbewohner einmal in die Städte in solche Stellungen verkauft, so entwöhnen sie sich der Landarbeit und der Einfachheit des Lebens, gewöhnen sich an städtische Nahrung, Kleider und Getränke und ziehen durch diese neuen Gewohnheiten ihre Sklavenketten noch fester an. So ist denn nicht nur der Mangel an Land schuld daran, daß sich die Arbeiter in der Sklaverei der Reichen befinden; schuld sind die Steuern, die Uebervortheilung beim Waareneinkauf und die städtischen Lebensgewohnheiten, die die Arbeiter, wenn sie ihre Dörfer verlassen haben, annehmen.

Begonnen hat die Sklaverei auf dem Lande damit, daß das Land den Arbeitern weggenommen wurde, aber aufrechterhalten und verstärkt wird diese Sklaverei durch die Steuern und dadurch, daß die Menschen sich der Ackerbauarbeit entwöhnt und sich an den städtischen Luxus gewöhnt haben, den sie nur befriedigen können, wenn sie sich in die Sklaverei Derer verkaufen, die Geld haben. Und so verbreitet und befestigt sich diese Sklaverei mehr und mehr.

Auf dem Lande leben die Menschen halb hungernd, in unaufhörlicher Arbeit und Noth, in der Sklaverei der Grundbesitzer. In den Städten und Fabriken leben die Arbeiter in der Sklaverei der Fabrikbesitzer und da werden sie physisch und moralisch durch eine dem Menschen unangemessene, einförmige, langweilige, ungesunde Arbeit zu Grunde gerichtet. Und mit den Jahren wird die Lage der einen wie der anderen Gattung schlimmer und schlimmer. Auf dem Lande werden die Menschen immer ärmer, weil immer mehr Arbeitkräfte in die Fabriken abziehen. In den Städten aber werden sie — wenn auch nicht ärmer, sondern, im Gegentheil, scheinbar reicher, dafür aber — immer unmäßiger und zügelloser, immer unfähiger zu jeder anderen Arbeit außer der, an die sie sich gewöhnt haben, dadurch aber auch immer mehr zu Sklaven der Fabrikanten. So nimmt also die Gewalt der Grund- und Fabrikbesitzer und überhaupt der Reichen immer mehr zu; die Lage der Arbeiter aber wird immer schlechter.

Welchen Ausweg bietet diese Lage? Und giebt es überhaupt einen Ausweg?

Man sollte meinen, die Befreiung von der Bodensklaverei müsse sehr leicht, dazu müsse nur nöthig sein, daß anerkannt wird, was eigentlich selbstverständlich ist und woran die Menschen nie gezweifelt hätten, wenn sie nicht betrogen worden wären: daß jeder Mensch am Tage seiner Geburt das Recht erhält, sich durch den Boden zu ernähren, eben so wie Jeder ein Recht an der Sonne oder an der Luft hat, und daß daher Niemand, der den Boden nicht bebaut, das Recht hat, ihn für sein Eigenthum zu halten und ihn der Bearbeitung durch Andere zu entziehen. Aber diese Befreiung von der Bodensklaverei wird die Regirung nie zulassen, da die Mehrheit der Personen, die die Regirung ausmachen, selbst Boden besitzt und auf diesen Boden ihre ganze Existenz gründet.

Etwa vor dreißig Jahren hatte Henry George ein nicht nur verständiges, sondern auch durchführbares Projekt zur Aufhebung des Grundeigenthumes vorgeschlagen. Aber weder in Amerika noch in England (in Frankreich spricht man davon überhaupt nicht) nahm man seinen Vorschlag an, sondern suchte ihn auf jede Weise zu widerlegen und schwieg ihn, da Das nicht ging, schließlich tot.

Wenn aber in Amerika und in England dieses Projekt nicht angenommen wurde und nicht angenommen wird, so ist noch viel weniger Hoffnung vorhanden, daß es in monarchischen Staaten, wie Deutschland, Oesterreich und Rußland, durchdringen könnte. Bei uns in Rußland sind ungeheure Länderstrecken im Besitz von Privatpersonen, des Kaisers und der kaiserlichen Familie, und es ist nicht zu erwarten, daß diese Menschen, die sich ohne das Recht auf den Boden so hilflos fühlen wie junge Vögel außerhalb ihres Nestes, diesem Recht entsagen oder auch nur daran rütteln ließen; sie werden für dieses Recht mit allen Kräften kämpfen. Und daher wird, so lange die Gewalt bei einer aus Grundbesitzern bestehenden Regirung ist, eine Aufhebung des Grundeigenthumes nicht möglich sein.

Eben so wenig oder noch weniger möglich ist die Aufhebung der Steuern. Von den Steuern lebt die ganze Regirung, von dem Haupt des Staates — dem Monarchen — bis zum letzten Schutzmann. Es ist wahr: manche Regirungen bemühen sich jetzt scheinbar, die Last der Steuern von dem Volk ab auf das Einkommen zu wälzen, wobei der Steuersatz je nach der Höhe des Einkommens steigt. Aber eine solche Uebertragung der Steuern auf das Einkommen kann das Volk nicht entlasten, da die Reichen, also die Kaufleute, die Grundbesitzer und die Kapitalisten, je nach Erhöhung der Steuern auch die Preise für die Waaren und den Boden, die die Arbeiter brauchen, erhöhen und dabei die Arbeitlöhne herabsetzen. So müssen denn die ganze Last der Steuern wiederum die Arbeiter tragen.

Zur Befreiung der Arbeiter von der Sklaverei, die davon herrührt, daß die Kapitalisten sich die Werkzeuge zur Produktion angeeignet haben, wird von den Gelehrten eine ganze Reihe von Maßregeln vorgeschlagen, die das Steigen der Löhne und zugleich das Sinken der Arbeitzeit herbeiführen sollen. Auf diese Weise, meinen sie, müssen alle Produktionwerkzeuge in die Hände der Arbeiter übergehen, die dann, im Besitz aller Fabriken und Industrieanstalten, nicht mehr einen Theil ihrer Arbeit an die Kapitalisten abzugeben brauchen und sich alle nöthigen Gegenstände des Konsums anschaffen können. Dieses Mittel wird in England, Frankreich und Deutschland schon seit mehr als dreißig Jahren gepredigt, aber bis jetzt sieht man nicht den geringsten Anlauf zur Verwirklichung solcher Hoffnungen.

Es giebt Arbeitervereine und Strikes werden organisirt, die den Arbeitern weniger Arbeit und mehr Lohn verschaffen sollen. Aber da die Regirungen mit den Kapitalisten verbündet sind und ihnen die Produktionwerkzeuge sichern wollen, so bleiben die Zustände in ihrem Wesen schließlich doch unverändert.

Die Sklaverei der Arbeiter hat die Existenz der Regirungen zur Basis. Soll sie beseitigt werden, so sind neue Regirungen nöthig, unter denen die Befreiung des Bodens vom Eigenthumsrecht, die Aufhebung der Steuern und die Uebergabe des Kapitals und der Fabriken in die Gewalt und Verwaltung der Arbeiter möglich wäre

Es giebt Menschen, die diesen Weg für gangbar halten und sich darauf vorbereiten. Aber zum Glück — denn solches Handeln, das immer mit Gewaltthat und Mord verbunden wäre, ist unsittlich und für die Sache selbst schädlich, wie die Geschichte oft gezeigt hat — ist dieser Weg heute in Wirklichkeit nicht mehr gangbar. Die Zeit ist vorüber, wo die Regirungen noch naiv an ihre für die Menschheit wohlthätige Mission glaubten und keine Vorsichtmaßregeln gegen Empörungen ergriffen (es gab damals auch keine Eisenbahnen und Telegraphen). So wurden

sie denn damals auch leicht gestürzt, wie es in England im Jahre 1640, in Frankreich zur Zeit der großen Revolution und später in Deutschland im Jahre 1848 geschah. Seitdem hat es nur eine Revolution — 1871 — gegeben und auch die nur unter Ausnahmeverhältnissen. Heutzutage sind Revolutionen einfach unmöglich, weil die Regirungen, die wissen, daß an die Heiligkeit ihrer Mission Niemand mehr glaubt, sich nur vom Selbsterhaltungtrieb leiten lassen und mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln sich gegen Alles zu schützen suchen, was ihre Gewalt stürzen oder auch nur erschüttern könnte.

Jede Regirung hat heute eine Armee von Beamten, die durch Telegraphen, Telephone und Eisenbahnen in Verbindung erhalten wird; sie hat Festungen, Gefängnisse, mit allen neusten Vervollkommnungen, wie Photographien und anthropometrische Einrichtungen; sie hat Minen, Kanonen, Flinten, alle Werkzeuge der Gewalt, und dieses Arsenal wird durch jede neue Erfindung bereichert. Sie hat ein organisirtes Spionagesystem, eine bezahlte Geistlichkeit, bezahlte Künstler, eine bezahlte Presse. Vor Allem aber verfügen die Regirungen über eine Menge durch Patriotismus, Bestechung und Hypnose demoralisirter Offiziere und über Millionen von physisch starken und moralisch unentwickelten Kindern (die Soldaten) oder von gedungenem Pack, — und alle diese durch die Disziplin hypnotisirten Menschen sind zu jeder That, die ihnen die Vorgesetzten befehlen, bereit. So ist es heutzutage unmöglich, eine Regirung, die über solche Mittel verfügt, durch Gewalt zu vernichten. Keine Regirung wird es dazu kommen lassen.

Jede Regirung aber wird den Grund- und Kapitalienbesitz protegiren und Steuern erheben, da die Großgrundbesitzer, die Beamten, die ihre Gehälter aus den Steuern beziehen, und die Kapitalisten eben Theile der Regirung sind. Jeder Versuch der Arbeiter, sich des im Privatbesitze befindlichen Bodens zu bemächtigen, wird enden, wie er stets geendet hat: Soldaten werden kommen, Alle, die sich des Bodens bemächtigen wollten, züchtigen und auseinandertreiben, das Land aber den früheren Besitzern zurückerstatten. Eben so wird auch jeder Versuch enden, die verlangten Steuern nicht zu zahlen: Soldaten werden kommen, die Steuern mit Gewalt einziehen und die Widerspenstigen züchtigen. Das Selbe wird auch mit Denen geschehen, die versuchen werden — nicht, sich der Fabrik und der Produktionwerkzeuge zu bemächtigen, nein, nur —, einen Strike streng durchzuführen und fremden Arbeitern zu verwehren, die Löhne zu unterbieten.

... Weder die Revolution noch der Sozialismus bieten einen Ausweg. Wenn es einen giebt, so ist es der, der bis jetzt noch nie benutzt worden und dennoch allein geeignet ist, die ganze, so komplizirt und geschickt eingerichtete Regirungmaschinerie zu zerstören: die Verweigerung des Waffendienstes.

. . . . . .

Kein Kampf der Gewalt gegen Gewalt, keine Aneignung der Produktionwerkzeuge, keine Parlamentsmehrheit kann helfen; Hilfe ist nur möglich, wenn jeder einzelne Mensch die Wahrheit erkennt, sie bekennt und in ihrem Sinn handelt. Die Wahrheit aber, daß der Mensch seinen Nächsten nicht töten darf, ist der Menschheit und den einzelnen Menschen längst bekannt. Wenn die Menschen ihre Kräfte nicht an äußere Erscheinungen vergeudeten, sondern sie gegen die Ursachen dieser Erscheinungen wendeten: wie Wachs am Feuer würde dann die Macht der Gewalt und des Bösen zerschmelzen, die jetzt die Menschen knechtet und quält.

Jasnaja Poljana, im Oktober 1900. Lew Tolstoi.

Kunstausstellungen.

Was wären unsere Kunstausstellungen ohne die Franzosen! Es ist nicht anders: die sehenswerthen deutschen Bilder, die im Lauf eines Arbeitjahres entstehen, reichen gerade für die „Sezession". Die Kunstsalons wären der ödesten Langeweile preisgegeben, wenn nicht manchmal für einen temperamentvollen Franzosen oder Belgier Platz geschaffen würde. Die kurze Zeit der kecken Ungezogenheiten, der berlinischen Kunstrevolten nach pariser Muster ist längst vergessen. Nur ein paar starke Talente sind damals erfolgreich gehoben worden. Der deutsche Maler ist erst Staatsbürger, dann Künstler und darum erträgt er nicht die Einsamkeit; er braucht einen Bezirksverein geist- und stammverwandter Männer; im Klub ist er heilig überzeugt, daß man aus hundert Kaninchen ein Pferd machen kann. Was die Franzosen gewagt haben, so ungefähr vor ein paar Jahrzehnten, Das wagt er nach, mit Löwenmuth; weiter geht er keinen Schritt. Ihn tröstet das Bewußtsein, dem welschen Können die deutsche „Seele", das sogenannte „Gemüth" gesellen zu können. Natürlich: wer nicht kann und gern möchte, ist immer sentimental. So stand denn „Seele, die Jungfrau" wiederum entsetzt vor den Malereien der Neo-Impressionisten, die bei Keller & Reiner zu sehen waren.

Es ist nöthig, einer Verständigung über diese seltsame Kunst die Bemerkung vorauszuschicken, daß nur wenige deutsche Namen neben oder gar vor den Neo-Impressionisten genannt zu werden verdienen, denn sonst ist die Mittelmäßigkeit sofort bereit, fremde Unzulänglichkeit als Lob der eigenen Art zu empfinden. Es handelt sich hier um Künstler, die mit allen Rasseninstinkten Maler sind, deren unbedenklicher Eifer ein gutes Stück Weges hinter sich gebracht hat. Man muß sich endlich bemühen, die Entwickelungen von Millet über Manet bis zu van de Velde, von Ingres über Delacroix bis zu Böcklin als Manifestationen sozialer Lebensinstinkte zu betrachten. Wenn jedes Kunstwerk für sich beurtheilt wird, wenn man nur die formalen Anregungen der nächsten Vorgänger berücksichtigt, so erscheint der Neo-Impressionismus als eine geniale Wahnsinnsthat. Vom höheren Standpunkt aus aber sehen wir gerade hier das Phänomen, daß eine intelligente Energie Zwecken dient, die nicht auf dem Wege der Absicht liegen, daß der individuelle, sich frei dünkende Wille der getreue Arbeiter einer tieferen Kulturbewegung ist.

Merkwürdige Erinnerungen kommen Einem vor diesen Bildern. Auf den ersten Blick überrascht die Aehnlichkeit dieser mühsamen Lichtanalysen mit den im farbigen Holzschnitt festgehaltenen Impressionen der Japaner. Ich meine natürlich nicht eine Aehnlichkeit in den Motiven, sondern die stilistische Verwandtschaft. Geht man diesen Eindrücken nach, so findet man, daß die Silhouette hier wie dort das Wesentliche ist. Die Neo-Impressionisten, die

ausgehen, die Prinzipien Monets konsequent zu verfolgen, gerathen in die dekorative Malerei und stellen unbewußt, von der Technik gezwungen, die Linie, den Komplex wieder her. Die farbige Stimmung des Wetters ist auf einigen Bildern bewältigt; aber man wird finden, daß es immer die im heißen Sonnenschein flimmernde und zitternde Natur ist, vor der es gelingt, diese Technik ganz zu rechtfertigen. Sie ist zu schwerfällig, um eine mannichfache Verwendung zuzulassen. Sie zwingt den Künstler, der das farbige Wunder erschöpfen will, zu starken Stilisirungen in Form und Farbe, sie weist dem Beschauer einen so entfernten Standpunkt an, daß scharfe Gegensätze nothwendig werden, die mit Linie und Silhouette motivirt werden müssen.

Die Japaner haben den Vortheil, bewußte Zeichner zu sein. Sie beweisen sehr lustig, daß man auch mit Holzschnitten Impressionen geben kann, daß die Farbe für dieses Problem nicht das einzige Kunstmittel ist. Jede Impression läuft darauf hinaus, daß die Natur dem jäh Hinblickenden eine Fratze schneidet, sei diese trübsälig, ernst oder grausig. Stets wird das Gespenstische der Natur gesehen, Das, was den Menschen anglotzt und überwältigt. Da nun die Temperamente der modernen Erkenntnißkünstler durch einen sozialen Fatalismus verwandt sind, ist auch ihre Natur immer die selbe und es herrscht in dem weiten Kreise der Impressionisten eine auffallende Familienähnlichkeit. Bei den Pointillisten, wo noch der Zwang der wissenschaftlichen Technik dazu kommt, geht die Aehnlichkeit so weit, daß die Individualität fast verschwindet.

Aber seltsam: die mit höherer Blasirtheit gesehene Natur, die eine gläserne, empfindungslose Wahrheit kündet, gewinnt etwas Märchenhaftes unter der Hand dieser Maler. Das Schillern der hellen, scharfen Komplementärreize, das herb stilistische Moment geben den realen Dingen etwas Unwirkliches, Phantastisches. Auf dem höchsten Punkt überschlägt sich die Erkenntniß und eine streng logische Gedankenfolge führt zur Mystik; das Problem wächst aus den Niederungen der Erkenntnißkunst in die Höhen einer Phantasiekunst hinauf. Es ist nicht Zufall, daß der Beste der kleinen Gesellschaft, der treffliche Ryssselberghe, ein selbständiger Ornamentiker der neuen angewandten Kunst ist. Alle diese heißen Malerinstinkte gehören dem Uebergang, der Vorbereitung, sie künden die große dekorative Malerei an. Diese Technik ist Freskotechnik: Linie, Silhouette, Komplex und weithin leuchtende Farbe; sie drängt zur Einfachheit, zum Stil. Die décadence will sich selbst überwinden, nachdem sie der Zukunft werthvolle Wahrheiten entdeckt hat.

Oder werden Wahrheiten erfunden? Doch wohl nicht; denn wie könnte sonst der alte Daumier, auf den die retrospektive Ausstellung in Paris wieder aufmerksam gemacht hat, noch so stark wirken? Die wenigen Bilder, die bei Cassirer hingen — andere Werke kenne ich nur aus Reproduktionen —

sind hinreißend durch die Sicherheit, Menschen mit wenigen Pinselstrichen erschöpfend zu charakterisiren. Es ist eine Wohlthat, nach all den Landschaften der philosophischen Verallgemeinerer wieder einmal Menschen gemalt zu sehen. Wie wenig dann doch die „wahre" Farbe ist! Hier giebt es nur einen dunkelbraunen Galerieton; aber aus den schwärzlichen Schatten löst sich plastisch eine kleine Welt. Nur ein Franzose konnte zur Zeit der Februar-Revolution so malen; jetzt kann Liebermann es auch. Die Charaktere und ihre Situationen sind auf den kleinen Bildern im Moment erfaßt, doch ist der Augenblick gewählt, der sowohl vorwärts wie rückwärts weist. Eine Seite der Menschennatur erklingt, andere schwingen mit und machen das Einzelne zum Vielfältigen.

Daumier ist vom Stamm der Balzac, ein Mensch der revolutionären Zeit. Ein Satiriker, den das Leben aber enthusiasmirt. Muther nannte Millet neulich in einem Vortrag den „Daumier der Bauern". Nach Dem, was diese Ausstellung zeigt, trifft das Wort nicht die Sache. Millet ist der Mann der pathetischen Silhouette, der mit wuchtigen, getragenen Linien seine Evangelistenstimmung ausspricht, er hat das ehrfürchtige Genie alter christlicher Meister; Daumier ist ein Zergliederer, Psycholog und darum Verächter. Darum aber auch zu vielseitig, als daß eine einzige Tendenz ihm genügen könnte. Er hat die rechte Mischung des Satirikers: sittlichen Eifer und geistvollen Skeptizismus zu gleichen Theilen. Die Karikaturen für den Charivari zeigen, wie er die ihm wichtig scheinende Wahrheit einer Menschennatur konsequent zu steigern weiß, bis hinter der bitteren Lustigkeit der Wahnsinn und das Ewig-Animalische hervorgrinsen. Niemals treibt er anthropologischen Ulk, etwa wie die Zeichner des Simplizissimus, mit Ausnahme Heines. Unser Liebermann hat ein ähnliches Temperament wie Daumier, er ist eben so skeptisch, auch so empfänglich für die ungewaschene Wahrheit des Lebens: sozial determinirend. Nur ist bei Liebermann der Kreis nicht geschlossen: er sieht den Menschen richtig, Daumier kennt ihn.

Es wäre sehr wünschenswerth, daß wir auch die Werke des Franzosen kennen lernten, die Tschudi in Paris an Michelangelo erinnert haben; das Bild der Persönlichkeit würde sich dann merkwürdig vollenden.

Von Daumier zu Strathmann ist ein Sprung, der nur akrobatisch beweglicher Kunstbetrachtung mit Grazie gelingt. Zwar: Strathmann versucht auch, satirisch zu sein; aber welche banale Satire ists, welcher hagestolze, unerträgliche Humor! Es war nicht klug, das Räthselhafte, das ihm die starke stilistische Eigenart giebt, durch solche Fliegende Blätter-Lustigkeit von Grund auf zu zerstören. Denn nun erscheint das Mystische, das allen ornamentalen Figurenkompositionen eigen ist, im wahren Licht: als Formalismus. Der zählt immerhin noch mit. Der Münchener zeichnet sehr elegante

Ornamente und spielt so hübsch mit den Stillaunen seiner reichen Begabung, daß man dem seltsamen Klinglingling gern zuhört. Exotische Frauenköpfe mit Blumen und Arabesken im Haar, Wiesengründe, mit tausend japanischen Sternblümchen, ein rhythmisches Gewirr von Aesten, Stengeln und Gewändern, dazu ein heller Farbendiskant: das Ganze wirkt dann wie ein Stück Tapete aus einem Zauberschloß. Ein natürlicher Geschmack ist hier in Experimenten nervös gemacht, eine große Begabung auf halbem Wege stehen geblieben. Strathmann hätte einer der Besten unserer neuen dekorativen Bewegung werden können; jetzt erinnert er an den „grünen Heinrich", der vor seiner Staffelei sitzt und unendlich kunstvolle Spinnengewebe zeichnet, worin die Gedanken mit ihren schillernden Flügelchen hängen bleiben.

Wenn man von hier in den Saal gelangte, wo Gleichen-Rußwurm eine größere Ausstellung veranstaltet hatte, athmete man stark, wie erfrischt von den gesunden Landschaften. Aber nur im ersten Augenblick. Es ist zum Verzweifeln: auch dieser prachtvolle alte Herr ist problematisch. Ein Opfer des Impressionismus, — oder doch beinahe. Seine gemüthliche deutsche Art kommt in Konflikt mit der französischen Analyse. Wer von solchen herzlichen Wallungen nicht loskommt, im Grunde des Wesens eine beschauliche, kindliche Natur ist, Der muß die Konsequenz eines Thoma haben — von dem, wie zum Vergleich, der schöne „Rheinfall" da ist — und zum dunklen Kontur, zur altmeisterlichen Technik zurückkehren. Denn jedes Temperament will seine eigene Kunstform. Mit prismatisch aufgelöstem Licht läßt sich nicht die Gartenpforte malen, die den Weg zu den heimlichen Büschen und Verstecken der Kindheit öffnet. Das „Gemüth" allein thuts freilich nicht; und es macht den Enkel Schillers zu einer unserer liebsten Malergestalten, daß er sich so gar nicht darauf beruft und den Ehrgeiz hat, malen zu können. Das kann er wirklich. Man scheidet von diesem Alten, der so jung geblieben ist und alle Sinne aufs Wirkliche gerichtet hält, mit einem Gefühl der Ehrfurcht. Sein Irrthum war für die deutsche Malerei wohl nothwendig.

Die poetischen Schlüsse der Malerei zieht ja Thoma und — weiterhin — Böcklin, dessen Tod uns eben in tiefes Nachdenken versetzt hat. Vor wenigen Wochen konnten wir eine Büste seines prachtvollen Kopfes, vom Bildhauer Engelmann modellirt, bei Keller & Reiner sehen. Die Arbeit, die im Dezember erst in Fiesole entstanden ist, gab einen sehr lebendigen Begriff vom Wesen des Alten und ist eine werthvolle Ergänzung zu der Portraitbüste von Hildebrand. Die seltene Gelegenheit verdankt der junge Künstler der persönlichen Theilnahme Böcklins. Ein paar sehr graziöse kleine Bronzen, in denen man endlich einmal wieder Rhythmus und Naivetät entdecken konnte, machen das Interesse wohl verständlich. Es bleibt abzuwarten, ob diese unaufdringliche Begabung sich entwickeln wird, ohne zu zersplittern.

Friedenau. Karl Scheffler.

Selbstanzeigen.

Meine Wanderungen. I. Im Innern Chinas. Mit 6 Illustrationen, einer Karte von China und dem Bildniß des Verfassers. Preis 5 Mark. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt, 1901.

Schon 1895, nach meiner Rückkehr aus Madagaskar, erregten die Verhältnisse in Ostasien meine Aufmerksamkeit. Im Frühjahr 1896 habe ich, die dringende Nothwendigkeit eines baldigen Stützpunktes für unseren Handel im Osten Asiens einsehend, maßgebenden Kreisen hierüber Vortrag gehalten. Nachdem ich Land- und Seekarten Ostasiens durchgesehen hatte und zu dem Vicekönig Li-Hung-Tschang, der sich damals in Deutschland aufhielt, in persönliche Beziehungen getreten war, packte ich meine Koffer, um ohne Sang und Klang auszuführen, was ich mir vorgenommen hatte. So weit es in meinen Kräften stand, habe ich, unbekümmert um Jahreszeit, Wind und Wetter, Fährlichkeiten des Klimas, Mißgunst der Eingeborenen, Neid und mitunter auch Verleumdung aus dem Kreise meiner eigenen Landsleute, dieses Vorhaben ausgeführt. Hier biete ich dem Leser meine Erlebnisse, wie sie in meine Tagebücher eingetragen sind, ohne Zuthaten, ohne Streichungen, offen, ehrlich und gradaus, wie ich die Dinge erlebt, die Sachen gesehen und die Verhältnisse beurtheilt habe. Es ist das erste Buch, das ich, trotz langen, langen Reisejahren über und um den Erdball, der Oeffentlichkeit übergebe. Was ich damit bezwecke, ist nicht etwa materieller Gewinn, günstige Kritiken, Popularität oder Eintagsruhm; vielmehr ist mein inniger Wunsch, mein sehnliches Hoffen, daß dieses Buch in bescheidenem Maße dazu beitragen möge, in erster Linie bei unserer Jugend das Interesse für außereuropäische Länder mehr und mehr zu wecken, weil ich annnehmen darf und muß, daß aus dem Interesse der Wunsch und das Bedürfniß erwachsen werden, fremde Erdtheile kennen zu lernen und zu bereisen. Mehr und mehr sollen wir Deutsche dadurch in den Stand gesetzt werden, nicht nur Berather der Völker über den ganzen Erdball, nicht nur die Berufensten in der hohen Politik zu sein und zu bleiben, sondern auch im Welthandel die allererste Stelle zu erreichen und zu behalten. Ich hoffe, daß Kultusministerien, Universitäten, Vorstände höherer Bildungstätten, technische Hochschulen, Lehrer aller Anstalten bis zur Volksschule die Uneigennützigkeit meiner Bestrebungen einzusehen geneigt sind und mich in dem Bemühen unterstützen werden, die Liebe für ein größeres Deutschland zu wecken. Dann bin ich entschädigt, belohnt und zufrieden. Eugen Wolf.

Mignon. Goethes Herz. Schkeuditz-Leipzig, Verlag von W. Schäfer. Preis 4,50 Mark.

Es handelt sich hier nicht um eine Spezialfrage der Goethe-Forschung, sondern um eine Gesammtwürdigung der Person, der ganzen seelischen Anlage, des Lebens und Schicksals unseres größten Dichters und um deren Ab- und Ausdruck in seinen bedeutendsten Schöpfungen. Deshalb wendet sich das Buch auch weniger an die Goethe-Spezialisten, die immerhin in manchen Anmerkungen

und Einzelnachweisen auf ihre Rechnung kommen werden, sondern an die weiteren Kreise der Gebildeten, die zu den Schätzen ihrer Bildung vor allen das Verhältniß rechnen, das sie zu der Persönlichkeit und den Werken Goethes zu erlangen vermögen. Ueber die Erforschung und Schilderung des Milieus hat man bisher das Seelenproblem, das sich uns in Goethes komplizirter Künstlernatur darbietet, fast ganz vernachlässigt und den Mythos von einem von Anfang an feststehenden Apollo- und Jupitertypus gebildet, zu dem er sich doch nur sehr allmählich, unter Kämpfen, durch andauernde Selbstzucht und Selbstläuterung zu entwickeln vermochte. Auch Mignon und der Harfenspieler, diese geheimnißvollen, seltsamen Gestalten, um deren willen er nach eigenem Geständniß seine umfangreichste und neben Faust bedeutendste Dichtung schuf, sind als ein Theil seines eigenen Wesens zu verstehen, den er, wie er im Roman diese Figuren, nach seiner eigenen Bezeichnung „Genien", sterben läßt, erst von sich abstoßen mußte, um der „Olympier" zu werden, als den er sich doch auch später, wie die Wahlverwandtschaften, der Divan, die Marienbader Elegie beweisen, nur durch seine große sittliche Energie unter fortdauernden Kämpfen behaupten konnte. Die Schrift ist mit vier Bildern Goethes und mit den Bildern Katharinas und Johanns Zimmermann, die der Verfasser als die den Reflex in der Seele des Dichters auslösenden Urbilder Mignons und des Harfners nachweist, ausgestattet, sämmtlich nach den Originalen von Zarnckes Goethebildersammlung in der leipziger Stadtbibliothek.

A. Matthes.

Ernst Haeckel und der „Spiritismus". Ein Protest. Verlag von O. Mutze in Leipzig, 1901. Preis 1 Mark.

In seinem „Welträthsel"-Buch hat Haeckel geglaubt, wie mit anderen Weltanschauungen, auch mit dem Okkultismus Abrechnung halten zu müssen. Ueber die Art, wie er es that, habe ich mich bald nach dem Erscheinen jenes Werkes in verschiedenen Zeitschriften geäußert. Darauf wurde mir von einem Schüler Haeckels (Heinrich Schmidt: „Der Kampf um die Welträthsel") in einer Weise erwidert, die mich — abgesehen von der großen Wichtigkeit, die ich dem Okkultismus beimesse — veranlaßt hat, meinen Protest in Form einer Brochure etwas ausführlicher zu begründen. Um welche weitgehende Unkenntniß es sich handelt, davon ein Beispiel. Ich hatte in einem meiner Aufsätze bemerkt: „Für Haeckel ist der Okkultismus (ein großes Ganzes) identisch mit dem Spiritismus (einem kleinen Theil jenes Ganzen); diese überlebte Anschauung spukt nur noch in Köpfen, die in ihrer Bildung um Jahrzehnte zurückgeblieben sind." Darauf antwortet Heinrich Schmidt: „Nun, ich wage auch, diesen Leuten anzugehören. Spiritismus ist auch für mich identisch mit Okkultismus, Beides ist nichts als Gespensterglaube, daher das Wort Spiritismus ganz wohl geeignet, den ganzen Schwindel zu bezeichnen." Bedenkt man, daß zum Okkultismus Probleme gehören, wie Unverletzbarkeit gegen Feuer und Gift, plötzliche Heilungen, Stigmatisation, Versehen der Schwangeren, Weiße und Schwarze Magie, Fernsehen in Zeit und Raum, Fernwirken, Somnambulismus, animalischer Magnetismus, Hypnotismus, forcirtes Pflanzenwachsthum, Finden von Quellen mit Hilfe der Wünschelruthe u. s. w., dann kann man mit Nietzsche nur bedauern, daß die Schriftsteller

nicht als Missethäter angesehen werden, die nur in den seltensten Fällen Freisprechung oder Begnadigung verdienen. Mein Protest wendet sich nun gegen die durchaus unwissenschaftliche, apriorische Leugnung der okkulten Thatsachen und dagegen, daß ein ehrlicher Wahrheitsucher, als den Haeckel sich hinstellt, über Dinge spricht, die er nicht kennt. Der Umstand, daß der Okkultismus, wie er von du Prel vertreten wurde, zur Begründung einer monistischen Seelenlehre geführt hat, legte es ferner nah, diese Art Monismus dem Haeckels entgegenzusetzen und die Werthe der beiden Weltanschauungen gegen einander abzuschätzen.

München-Pasing. Hofrath Professor Max Seiling.

Belfort. Mit Illustrationen von Chr. Speyer. Verlag von Krabbe in Stuttgart. Preis 1 Mark.

Mit dieser Erzählung der Kämpfe im Osten Frankreichs, die ich einem französischen Offizier in den Mund lege, schließt endgiltig die Serie meiner Schlachtenbilder aus dem deutsch-französischen Feldzug, die in mehr als hunderttausend Exemplaren verbreitet sind. Die Großthaten der Deutschen wie die namenlosen Leiden der unglücklichen Milizarmee werden ins rechte Licht gestellt. Vom letzten Untergang bei Pontarlier ausgehend, führe ich den Leser rückwärts und wieder hin und zurück, um das ganze innere Gewebe der gewaltigen Operationen zu entwirren. Scharfe Streiflichter fallen auf Garibaldi und Bourbaki, während neue Begründungen für die Unschuld der „Civilstrategen" am Scheitern der Unternehmung eingeflochten werden.

Wilmersdorf. Karl Bleibtreu.

Die Furcht vor dem Weibe. Verlag Vita, Berlin 1901.

„Die Furcht vor dem Weibe! Ein pikanter Titel", werden die dekadenten Unter-Weiblein flüstern. „Ein marktschreierischer, sensationlüsterner Name", werden meine guten Freunde sagen, „eine Ueberschrift, die wieder auf ein Verbot ausgeht. Georg Engel hat jetzt die praktische Seite eines solchen Interdiktes begriffen, deshalb unternimmt er nun auch auf dem Gebiete des Romans seinen ‚Ausflug ins Sittliche'". Meine armen guten Freunde! Ich könnte ihnen so Vieles darauf entgegnen! Ich könnte ihnen zum Beispiel vorhalten, daß Ausflüge in die sittlichen Regionen des Ministeriums und der Polizei ein so zweifelhaftes, marterndes Vergnügen sind, daß selbst meine bestaffektionirten Gönner ein gewisses grausendes Mitleid mit mir empfinden müßten. Doch ich will meine Freunde nicht zum Mitleid für mich zwingen, sondern ihnen nur noch schamhaft bekennen, daß sie auch mit der „Furcht vor dem Weibe", wenn sie dort etwa Trüffeln und andere pikante Gewürze suchen sollten, nicht recht auf ihre Kosten kommen werden. Nur ein stilles, in einfachsten Zügen gehaltenes Seelengemälde ist es, das sich von pommerscher Erde abhebt. Der Kern allerdings, um den es sich handelt, dürfte wohl eine der tiefsten oder, wenn man will, auch peinlichsten Fragen innerhalb unserer modernen Ehe darstellen. Der schwache Mann und das starke Weib! Ob mir Das gelungen ist: darüber verehrter Leser, schönste Leserin, erwarte ich Ihr Urtheil. Georg Engel.

Trebertrocknung.

Als Zielscheibe für den Spott der Witzblätter ist der Großaktionär sehr beliebt. Ein Mann mit fettem Gesicht, Gönnermiene, goldenem Kneifer, im Genre des Bankdirektors oder „Aufsichtraths". In Wirklichkeit pflegt der Großaktionär überhaupt nicht eine physische, sondern eine juristische Person zu sein, nämlich eine Aktionärgemeinschaft, die in der Form eines industriellen Unternehmens, am Häufigsten als Aktiengesellschaft, in die Erscheinung tritt. Die Freuden und Leiden des Großaktionärs, namentlich seine dauernden Schmerzen, neben denen die kleinen Freuden verblassen, verkörpert trefflich die vielberufene Aktiengesellschaft für Trebertrocknung in Kassel, die längst schon die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, denn Wenige bauen so viel an der Straße wie sie. Ihr Name ist innig verquickt mit der Geschichte der Holzdestillation. Durch das von der Gesellschaft erworbene Bergmann-Patent wurde die Möglichkeit geschaffen, Holzabfälle, die früher als werthlos angesehen worden waren, zur Destillation zu verwenden; sie wurden, künstlich getrocknet und in Ziegelform gepreßt, der Verkohlung zugeführt. Die Gesellschaft konnte sich eine besondere Berechtigung zum Erwerb der Bergmann-Patente zuschreiben; denn sie besaß von je her Apparate, die zum Trocknen von Biertrebern und Schlempe bestimmt waren; durch Anwendung des neuen Verfahrens hoffte sie, diesen Apparaten ein neues, weites Verwendungsgebiet eröffnen zu können. Nachdem sie so einmal der Holzdestillation näher getreten war, strebte sie eine führende Stellung auf dem Markt für die Erzeugnisse dieser Industrie an. Das Gebiet, dessen sie sich auf diese Weise zu bemächtigen hoffte, umfaßt weite Kreise der Technik: Holzkohle, die entweder direkt für Hochöfen, Schmiedefeuer, gewerbliche und häusliche Zwecke und zur Karbiderzeugung verwandt wird oder in Brikettform der Heizung von

[illegible] Holzkalk, der zur Erzeugung von Essigsäure, sogenannter Essigessenz für Speisezwecke und essigsauren Salzen, aber auch zur Herstellung von Aceton bestimmt ist; Holzgeist, der durch Re ktifikation auf Methyl-Alkohol verarbeitet und in dieser Form hauptsächlich in der Anilinfarben- fabriken, außerdem als Denaturirungmittel für Spiritus und als Ausgangs- produkt für die Gewinnung von Formalin Verwendung findet; schließlich Theer, der entweder zur Gewinnung von Oelen für Imprägnirungzwecke destillirt oder in den Anlagen verfeuert wird. In großem Umfange wurde die industrielle Holzdestillation, die so viele Erzeugnisse aus bisher wenig beachtetem Material schaffen sollte, eingerichtet. Um für sie die regelmäßige und reichliche Beschaffung des Rohstoffes, des Holzes, sich zu sichern, um aber auch nicht durch Einzelabgaben von Lizenzen den Markt in Destillationprodukten auf eine ungesunde Grundlage zu stellen, bildete die Aktiengesellschaft für Trebertrocknung in rascher Folge eine Reihe von Destillationgesellschaften, und zwar in waldreichen Gegenden, und ließ sie anfangs nur nach dem bergmannschen Verfahren arbeiten.

Die Aktiengesellschaft hatte dabei den schweren Fehler begangen, sich und ihre Gründungen auf eine Fabrikationmethode zu stellen; sie hatte über den

Chemiker und Techniker den Kaufmann vergessen. Rasch zeigte sich denn auch, daß bloße Patente nicht als Grundlage für kapitalstarke Unternehmen genügten. Theils ergab sich, daß die am Experimentirtisch erfolgreichen Verfahren nur unter besonders günstigen Naturverhältnissen für die Praxis eine größere Bedeutung beanspruchen konnten, theils, daß die Leute, in deren Hand die Ausbeutung der Patente gegeben war, in allzu großem Vertrauen auf deren selbstschöpferische Kraft die für eine junge Fabrik doppelt nothwendige Initiative der Leiter und die Unermüdlichkeit der organisatorischen Arbeit vermissen ließen. Nun war Holland in Noth. Die Aktiengesellschaft für Trebertrocknung beeilte sich, neue Methoden zu erproben, so daß schließlich das Bergmann-Verfahren entweder ganz bei Seite geschoben oder aber — bei einzelnen Unternehmungen — nur noch als ein Theil der ganzen technischen Durchbildung des Holzdestillationprozesses behandelt wurde. Welcher heiße Streit darob unter den Technikern entbrannte, ist den Lesern dieser Zeitschrift bekannt. Es bildeten sich Parteien für und gegen Bergmann. Der große, hitzige Kampf wurde überflüssig, als sich die kasseler Gesellschaft selbst gegen ihren früheren Liebling erklärte; sie verhüllte diese Auffassung hinter dem Eingeständniß, daß das Bergmann-Verfahren mit unbedingt großen Vortheilen nur Hartholzabfälle verarbeite, während die Rentabilität bei Verarbeitung von Weichholzabfällen und insbesondere von künstlich zerkleinertem Buchenholz, das früher bevorzugt worden war, nur bescheiden und von einem lohnenden Absatz der hierbei gewonnenen, nur schwer gut verwerthbaren Kleinkohle abhängig sei. Der Schaden ließ sich noch ausbessern. Die Aktiengesellschaft für Trebertrocknung hatte ihren Tochterunternehmen die Lizenzen der Destillationverfahren verkauft, lieferte die zur Ausrüstung der Anlagen erforderlichen Maschinen und Apparate und erzielte dabei beträchtliche Gewinne. Diese Gewinne waren aber nur berechtigt, wenn die Arbeit Erfolge brachte. Die Muttergesellschaft blieb Großaktionär ihrer Gründungen und behielt auf deren Geschäftsgebahren lange Zeit maßgebenden Einfluß. Dadurch hatte sie sich zugleich aber eine hohe moralische Verantwortlichkeit auferlegt. Sie betheuerte unablässig, daß es ihr höchstes Bestreben sei, die vielen Gesellschaften und Werke, die ihr das Dasein verdankten, dauernd an sich zu fesseln und und sie nach und nach unter eine einheitliche technische und kaufmännische Leitung zu bringen. In der That stellte sie Ingenieure, Chemiker und ein ausgezeichnet eingerichtetes Laboratorium in den Dienst der Tochtergesellschaften, überließ ihnen kostenlos neue Verfahren und bemühte sich um Herabminderung der Gestehungskosten. Leider hütete sich die kasseler Gesellschaft vor dem Höchsten, was billiger Weise beansprucht werden konnte, nämlich vor einer Garantie für die Rentabilität der Werke; sie beschränkte sich auf die Sicherung von Ausbeuten aus der Gewichtseinheit des Destillationmaterials. Jede weitergehende Forderung wies sie mit dem Bemerken zurück, daß eine mangelnde Rentabilität nicht nur auf Fehlern oder Irrthümern im Verfahren, sondern auch auf eigenthümlichen örtlichen und persönlichen Verhältnissen, auf Schwierigkeiten in der Rohmaterialbeschaffung oder im Absatz der Produkte beruhen könne, für die sich eine Verantwortung schwer übernehmen lasse. Dabei wurde und wird immer wieder verschwiegen, daß die Anordnung dieser Faktoren im Grunde von der Trebergesellschaft selbst abhängig war, da sie die Einrichtung der Tochterunternehmen selbständig in die Hand

genommen und nach jeder Richtung hin die culpa in eligendo, bei der Auswahl der Personen wie der Gegenden und der Anlagen, zu tragen hatte.

Wohlweislich sorgte die Aktiengesellschaft für Trebertrocknung dafür, daß sich nicht die Konkurrenz in den Besitz der Tochtergesellschaften setze; sie sicherte sich bei Kapitalsvermehrungen die Option auf junge Aktien. Die Henne verlor trotzdem die Uebersicht über die Küchlein; und jetzt sucht sie sie von Neuem unter ihre Flügel zu bringen. Sie bietet einen Spottpreis: der ganze Ramsch soll ihr um neun Millionen Mark feil sein, obwohl eine wesentlich höhere Summe während der Einrichtung und allmählichen Ausstattung in die vielen Werke hineingesteckt worden war. Das ist der wunde Punkt bei dem großen Finanzgeschäft, das jetzt im Anzuge ist. Die technischen Fragen sind allmählich vollständig in den Hintergrund getreten und haben den kaufmännischen den Vorrang eingeräumt, was übrigens nur recht und billig ist; denn wenn ein chemisches Unternehmen vorwärts kommen will, muß es mit vielem Gelde, und zwar mit um so größeren Summen, je tiefere Wirkung es sich auf einen wichtigen Gewerbezweig anmaßt oder zumuthet, nach klugen kaufmännischen Grundsätzen arbeiten.

Als Großaktionär hatte die kasseler Gesellschaft die Pflicht, gerade in den Zeiten, in denen auf ihre Methoden und die mit den Tochterunternehmen abgeschlossenen Verträge scharfe Angriffe niederprasselten, im Feuer zu stehen und die Ohren steif zu halten, wenn sie wirklich von der Grundlosigkeit des Ansturms und der Beunruhigung überzeugt war. Statt so zu handeln, veräußerte sie ihren Besitz an Effekten der Tochtergesellschaften oder lombardirte ihn, was sie übrigens selbst nicht zugeben will, wofür ich aber unwiderlegliche Beweisdokumente in der Hand habe. Jetzt erwacht das Gewissen. Aengstlich merkt die Aktiengesellschaft für Trebertrocknung nach dem Verkauf der ihr die Mehrheit in den Generalversammlungen sichernden Antheile, daß die Gesellschaften, deren Großaktionär zu sein sie aufgehört hat, sich ihrem mütterlichen Einfluß nach und nach immer mehr entziehen und sie um die Erfolge langer, in der Hoffnung auf späteren Gewinn ihnen umsonst überlassenen Arbeit bringen. Sie findet nur noch einen Weg, um den mütterlichen Einfluß wiederzugewinnen: die Erwerbung der Destillationanlagen und der mit ihnen in organischem Zusammenhang stehenden Unternehmen. Die Konzentration im Großgewerbe feiert einen neuen Triumph: eine Riesengesellschaft wächst sich ins Ungemessene aus. Kaufmännisch ist solche Entwickelung zu billigen; die bisher unsystematische und unwirthschaftliche Art der Erzeugung und besonders des Absatzes kann aufhören; nur die Frage hat noch zu gelten, wo und wie die der jeweiligen Marktlage entsprechenden Produktionen am Billigsten und Zweckmäßigsten gewonnen werden können; bei der Behandlung der Roh- wie der Zwischenerzeugnisse können die Marktbedürfnisse und die Frachtverhältnisse gleichmäßige Beachtung finden. Dieses Ziel hätte die Aktiengesellschaft für Trebertrocknung aber leichter, einfacher und billiger erreicht, wenn sie von vorn herein selbständig vorgegangen wäre und Zweigniederlassungen, statt besonderer Aktiengesellschaften, gegründet hätte. Die durch den ursprünglichen Organisationfehler verschuldeten Kapitalverluste können nun nicht wieder eingebracht werden.

Lynkeus.

Notizbuch.

Irgendwo in oder bei Berlin muß ein Mann sitzen, ein Beamter oder ein Zeitungschreiber, dem die Aufgabe eines Meisters der offiziösen Meute anvertraut ist. Vielleicht ists ein verbrauchter Zeitungschreiber, der sein Leben als Staatspfründner beschließen möchte. Ungeschickt ist der Mann jedenfalls nicht. Er füllt, ohne nach Art und Namen der Heerde zu fragen, alle Füttertröge und durch sein weises Wirken ward erreicht, daß ein Tadel des Offiziösenthums, das doch schlimmer als je sein Wesen treibt, kaum noch hörbar wird. Seit ein paar Monaten nun ist der Unermüdliche fast nur mit der Sorge beschäftigt: täglich mindestens einmal nachzuweisen, daß die deutsche Politik nicht etwa Rußland entfremdet, Großbritannien zu nah gerückt ist. Er hat, um an dieses Ziel zu kommen, schon die wunderlichsten Luftsprünge gemacht; und die ganze Meute, die auf das Erschnappen von Nachrichten dressirt ist, springt ihm natürlich nach. Jetzt hat er die Losung ausgegeben, dem Deutschen Reich werde die leidige Pflicht, zwischen Rußland und England optiren zu müssen, erspart bleiben, weil Rußland durch den schlechten Stand seiner Finanzen gehindert sei, einen Krieg zu führen. Der Mann ist offenbar müde geworden. Das ist begreiflich. Erst hatte er gesagt, was jetzt getrieben werde, sei die Fortsetzung der bismärckischen Politik; da wurde er ausgelacht und ihm gesagt, Bismarck würde sich im Grabe umdrehen, wenn er von dieser Politik hörte, die noch zehnmal schlimmer sei als die von anno Narwa-Helgoland. Dann kam er mit der berühmten „Neutralität", die der Burenkrieg uns aufzwinge. Auch nicht übel. Ein englischer Minister erklärt im Parlament, aus Deutschland seien den Briten Waffen und Munition geliefert worden; nach englischen Siegen fliegen Glückwunschdepeschen über den Kanal; englische Verwundete werden vom Deutschen Kaiser besucht; Eduard der Siebente wird als Träger der „Civilisation" gefeiert, Salisbury, Roberts in ungewöhnlichster Weise ausgezeichnet; die Verleihung des Ranges eines Feldmarschalls im britischen Heer, dessen Söldnerhaufen sich so schlecht bewährt haben, wird als ein „Kompliment" bezeichnet, das die deutsche Armee „höchlich würdigen" werde; der alte Krüger aber darf nicht nach Berlin. Schade, daß die Engländer 1870 den Begriff der Neutralität nicht so verstanden. Und nun, da Alles nicht wirkt, heißt es, Rußland sei zu arm, könne keinen Krieg führen und das Deutsche Reich brauche deshalb nicht zu fürchten, vor eine Entscheidung gestellt zu werden. Solche Albernheit ist nur durch Ermüdung der Phantasie zu erklären. In der Politik, Herr Oberoffiziosus, sollte sichs nie um heute und morgen handeln; nicht einmal nur um übermorgen. Die Hauptöffnung, durch die der britische Einfluß ins Zarenreich sickerte, ist seit dem Tode der alten Victoria verstopft. Wenn die Friedenssehnsucht Nikolais entschlummert oder ein neuer Zar die Mütze der Monomachen aufs Haupt stülpt, wird Geld zu einem Kriege schon aufzutreiben sein. In Europa und den umliegenden Welttheilen giebt es immer noch Leute, die Politik für eine ernste, ernsthaft zu betreibende Sache halten. Diese Leute sehen, daß sich das Deutsche Reich innig an Englands Seite schmiegt, Geheimverträge mit ihm schließt, ihm alle erdenklichen Artigkeiten erweist, die antibritische Volksstimmung als quantité négligeable behandelt, und sie glauben, dahinter müsse irgend eine verborgene Absicht stecken. Auch solcher Glaube kann, selbst wenn er irrt, gefährlich werden und heischt die Beachtung des Politikers. Bismarck, den allerlei Portefeuilletonisten jetzt gern im Munde führen, hat ein Jahr vor dem Franzosen-

krieg, als Herr Professor Virchow ihn der „Schwarzseherei" zieh, gesagt: Es ist mein Trost, daß dieser Herr Abgeordnete Hunderttausende von Bajonnetten, als sie schon erkennbar in der Luft schwebten, auch nicht gesehen hat. Der schlaftrunkene Kämmerling des Königs Duncan sah den Dolch des Macbeth auch nicht; die Aufgabe der Regirung eines großen Landes ist es aber, die Augen offen zu haben und wach zu sein." Wie wärs, wenn wir uns entschlössen, die Dinge wieder einmal ein Bischen ernst zu nehmen? Während des Karnevals war die offiziöse Schnitzeljagd mit ihrem Gekläff ja recht nett und unterhaltend; jetzt aber, Herr Oberoffiziosus, steht der Aschermittwoch vor der Thür und es wird Zeit, auch für Sie, daran zu erinnern, daß wir im ganzen Verlauf der preußisch-deutschen Geschichte von England nur Hochmuth, Treulosigkeit, Verrath und Schädigung jeglicher Art erfahren haben, immer, ausschließlich, und daß eine Politik, der die Intimität mit England suprema lex ist, dem Deutschen Reich früh oder spät nur verhängnißvoll werden kann.

* * *

Die Kanalvorlage ist nach Debatten, die nichts Neues mehr bringen konnten, einer Kommission des Abgeordnetenhauses überwiesen worden. Ueber den Werth des „großen Kulturwerkes" wird noch immer gestritten, — nicht nur im Kreis der Agrarier. Aus Köln erhielt ich den folgenden Brief:

„Sehr geehrter Herr Harden, in der zweiten Morgenausgabe der Kölnischen Zeitung vom ersten Februar ist zu Gunsten der Kanalvorlage eine Rede abgedruckt, die der Abgeordnete Dr. Beumer in einer Versammlung zu Düsseldorf von sich gegeben hat. Er hebt da unter Anderem hervor, daß die Wasserstraße, ‚auf der Schiff an Schiff sich reiht', die Unbequemlichkeiten beseitigen würde, die die rheinisch-westfälischen Eisenbahn-Engpässe darbieten; statt des Kanales eine Schleppbahn zu bauen, sei nicht räthlich, da diese den Verkehr noch mehr zusammendrängen würde; nicht zu vergessen seien die großen Kapitalaufwendungen, die der Eisenbahnverwaltung erwachsen würden durch Erweiterung der baulichen Bahn-Anlagen, wenn der Kanal nicht gebaut würde. Auch wurde darauf hingewiesen, daß neuerdings, namentlich auf natürlichen Wasserstraßen, die Regelmäßigkeit und Schnelligkeit des Verkehres so sehr gestiegen sei, daß der Stückgutverkehr auf Rhein und Elbe mit größerer Pünktlichkeit und Schnelligkeit ausgeführt werde als von den Eisenbahnen. Die Versammlung belohnte den Redner mit lebhaftem, lange anhaltendem Beifall; Einwendungen gegen irgend einen Punkt seiner Darlegungen scheinen nicht laut geworden zu sein. Es sei gestattet, hier einige Kanalbedenken zusammenzustellen:

Daß der Kanal von Dortmund etwa nach Magdeburg zu sehr viel mehr Millionen kosten würde als eine in der selben Richtung anzulegende Güterbahn, wird wohl eben so wenig bestritten wie die Annahme, daß der Bahnbau viel müheloser und rascher auszuführen sein wird als die Herstellung der Wasserstraße, die zwischen dem rheinisch-westfälischen Bahngewirr durchzulegen ist. Nimmt man an, daß Bahn und Kanal in gleicher Linie geführt werden, so wird die Zahl der erforderlich werdenden Bahnanschlußlinien zu jener Hauptlinie, wenn sie die Güterbahn darstellt, nicht größer sein, als wenn sie den Kanal bedeutet, nur daß für den Güterumschlag am Kanal viel mehr Zeitaufwand und namentlich weit umfassendere und kostspieligere Anlagen nöthig sind als bei dem Uebergang von den Anschlußgleisen zur Hauptgüterbahn und umgekehrt. Das angeführte Beispiel der Güterschnelldampfer auf Rhein

und Elbe, die in raſcher Beförderung der Waaren den Wettbewerb mit dem Bahneilgut aufnehmen können, paßt für den Kanal mit ſeinen vielen Schleußen und den nur hier und da zum Ausweichen einander begegnender Kähne erweiterten Ufern gewiß nicht. Ein Güterzug auf der nur für Güterbeförderung angelegten Bahn wird ſeine Ladung aus Dortmund längſtens in einem Tage in Magdeburg abliefern; das Schiff, das kaum das ſelbe Waarengewicht wie ein mäßiger Güterzug faſſen kann, ſagen wir: dreihundert Tonnen, wird mindeſtens acht Tage unterwegs ſein. Und wie wirds im Winter? Der Kanal, der ſich durch ein Land erſtreckt mit weit ſtrengerem Klima, als wir es am faſt ſtets offenen Rhein haben, wird durchſchnittlich drei Monate lang zugefroren ſein; und während der Rhein bei eintretendem Thauwetter ſeine Eismaſſen in wenigen Tagen fortgeſchwemmt hat, werden auf dem nicht oder faſt nicht bewegten Waſſer des Kanales die Eisſchollen, wenn nicht einen ganzen ferneren Monat, ſo doch Wochen hindurch, nachdem der Froſt gewichen iſt, die Schiffahrt hindern. Man darf wohl annehmen, daß durchſchnittlich faſt vier Monate im Jahre der Kanal nicht befahrbar ſein wird. Daß die viel billiger herzuſtellende Güterbahn dem Staate neue hohe Einnahmen erſchließt, während die Rentabilität des Kanales für den Fiskus überhaupt bezweifelt werden darf, darüber ſei hier kein Wort mehr verloren. Auch die Frage, ob die Kapitalanforderungen, die der Eiſenbahnverwaltung nach Herſtellung der Güterbahn erwachſen, durch die Aufwendungen für Inſtandhaltung des Kanales und ſeiner Schleußen nicht weit übertroffen werden, bleibe unberührt. Hoffen wir, daß die berufenen Vertreter des Volkes die Kanalvorlage recht ſorgſam, sine ira et studio, erwägen und bei allen chauviniſtiſchen Deklamationen, die noch zu erwarten ſind, kaltes Blut behalten!

Ihr ſehr ergebener

Michaelis."

* * *

Herr Hofrath und Profeſſor Seiling ſchreibt mir aus Paſing:

„Im Anſchluß an den begeiſterten Aufruf des Herrn Dr. Karl Peters, Arthur Schopenhauer in Berlin oder Frankfurt am Main ein Denkmal zu errichten, ſei es mir geſtattet, die nachſtehenden Bemerkungen zu machen. Frankfurt beſitzt ſchon — wenn ich nicht irre, ſeit 1888 — ein Schopenhauer-Denkmal, das jedoch an einem ſehr verſteckten, in gewiſſer Hinſicht freilich ſehr paſſenden Platze ſteht, nämlich nah bei der an der Schönen Ausſicht gelegenen Wohnung Schopenhauers am ſtillen Rechneigraben, einem Theil der Obermain-Anlage. Das durchaus würdige Denkmal, eine Büſte auf hohem, ſymboliſch verzierten Sockel, ſcheint nach den Grundſätzen entworfen zu ſein, die Schopenhauer aufgeſtellt und (natürlich vergebens!) zur Befolgung empfohlen hat, als es ſich im Jahre 1837 in Frankfurt um die Errichtung eines Goethe-Denkmals handelte. Vermuthlich würden übrigens auch die Mittel zur Herſtellung einer ganzen Figur Schopenhauers nicht ausgereicht haben. Mit dem frankfurter Denkmal ſcheint mir nun aber Schopenhauer keineswegs ausreichend geehrt, falls die Deutſchen nicht nachgerade darauf verzichten wollen, für das Volk der Denker zu gelten. Beachtet man, daß viele Denkmäler, die Geiſteshelden (Dichter, Philoſophen, Künſtler und Gelehrte) darſtellen, von Fürſten und nicht vom Volk errichtet wurden, dann würde eine Denkmalſtatiſtik im Deutſchen Reich ſchon jetzt ſicher das Reſultat ergeben, daß die Deutſchen zwar ‚monarchiſch bis in die Knochen' ſind, daß

sie aber ihre großen Denker nicht allzu eifrig ehren. Ein stattliches und weiten Volkskreisen sichtbares Schopenhauer-Denkmal gehört nach Berlin. Vielleicht könnte es zu dem dort endlich geplanten Richard Wagner-Denkmal in irgend eine Beziehung gesetzt, wenn auch nur auf den selben Platz gestellt werden. Die gemeinsame Ehrung dieser beiden verwandten Geister hätte jedenfalls sehr viel mehr Sinn als die Verewigung von Goethe und Schiller — dieses ‚und' war der horror Schopenhauers! — auf dem gemeinschaftlichen Piedestal zu Weimar."

* * *

Graf Ballestrem, der Reichstagspräsident, hat am Tage vor der Preußenfeier die folgenden Worte zum Kaiser gesprochen:

„Eure Kaiserliche und Königliche Majestät wollen huldreichst gestatten, daß ich mich von heutigen, für die preußische Monarchie und das Allerhöchste Hohenzollernhaus so bedeutungvollen Gedenktage auch der Deutsche Reichstag, vertreten durch seine drei Präsidenten, bei Allerhöchstdenselben als Glückwünschender einfindet. Wenn auch die zweihundertjährige Gedenkfeier des Bestehens des Königreichs Preußen in erster Linie ein spezifisch preußisches Fest ist, so hat doch auch der Deutsche Reichstag alle Veranlassung, an demselben aus vollem Herzen theilzunehmen mit hoher Freude und dankbarem Aufblick zu dem gütigen Gott, welcher die Geschicke unseres Vaterlandes so wunderbar gnädig geleitet hat. Es ist freilich nur die Konstatirung einer allbekannten geschichtlichen Thatsache, wenn ich ausspreche: Ohne die zweihundertjährige Königsgeschichte Preußens gäbe es kein Deutsches Reich, keinen Deutschen Reichstag. Auf den mächtigen Quadern zweihundertjährigen hohenzollernschen Königswaltens ruht fest und unerschütterlich der stolze Bau des Deutschen Reiches. Eurer Majestät glorreicher Ahnherr, der Begründer der preußischen Königswürde, König Friedrich I., muß schon vor zweihundert Jahren etwas Dergleichen geahnt und vorgefühlt haben. Dieser erlauchte Monarch ließ nämlich zur Erinnerung an die Krönungfeier zu Königsberg eine Denkmünze prägen, welche auf der einen Seite sein Brustbild, auf der anderen Seite aber eine Königskrone zeigte, mit der bedeutungvollen Umschrift: Prima meae gentis. Schwebte dem Geiste des soeben gekrönten Monarchen schon damals eine zweite, eine Kaiserkrone, vor, welche im Laufe der Zeiten die Häupter seiner erlauchten Nachfolger schmücken sollte? Jedenfalls ging diese Vorahnung 170 Jahre später in Erfüllung, als Euer Majestät unvergeßlicher Herr Großvater, König Wilhelm I., der Große, noch vor Beendigung eines an herrlichen Siegen beispiellos reichen Krieges im alten Königsschloß zu Versailles, unter Einverständniß und auf Wunsch aller deutschen Fürsten, die deutsche Kaiserwürde annahm und dadurch symbolisch die deutsche Kaiserkrone auf sein edles Haupt setzte. Altera meae gentis hätte er auf eine Denkmünze im Jahre 1871 um die Kaiserkrone prägen lassen können, wenn Dieses seiner schlichten Art entsprochen hätte. In wehmuthvoller Ergebenheit gedenke ich des zweiten Trägers der beiden Kronen, Eurer Majestät edlen Herrn Vaters, des Kaisers und Königs Friedrich Majestät. Nach Gottes unerforschlichem Rathschluß hatte er außer der Kaiser- und Königskrone noch eine dritte Krone zu tragen, und zwar nach dem Vorbilde des göttlichen Heilands die Dornenkrone des königlichen Dulders. Auf Eurer Majestät erhabenem Haupt sind nunmehr die beiden Kronen vereinigt, deren Glanz und Macht Allerhöchstdieselben in zwölfjähriger glorreicher Regirung treu erhalten und kräftig

gewahrt haben; dazu gesellt sich eine dritte liebliche Krone, gebildet durch sechs blühende Prinzen, welche den Thron Eurer Majestät und Ihrer Majestät der Kaiserin umstehen und die Zukunft des Hohenzollerngeschlechtes sowie des deutschen und preußischen Vaterlandes sicherstellen. Möge der gütige Gott Eure Majestät, Ihre Majestät die Kaiserin, Ihre Majestät die Kaiserin Friedrich, Seine Kaiserliche und Königliche Familie auch ferner schützen und segnen! Dieses ist der Wunsch des Deutschen Reichstages." Als des Kaisers Geburtstag gefeiert wurde, hielt Graf Ballestrem wieder eine Rede, in der er den Rachekrieg gegen China verherrlichte und dann fortfuhr: „So hat nun unser Kaiser eigentlich einen schönen Rückblick auf das letzte Jahr seines Lebens. Und wenn wir ihn bei allen diesen Gelegenheiten betrachten, und nicht nur bei diesen feierlichen Gelegenheiten, sondern auch zwischen denselben im täglichen Leben, so sehen wir, daß unser kaiserlicher Herr immerfort im Dienste ist, vom frühen Morgen bis zum späten Abend — so einen Herrn kann man ja verfolgen, denn es wird uns in den Zeitungen genau berichtet, was er thut —: er ist immer im Dienst des Vaterlandes, im Dienst der Allgemeinheit, sei es als Kriegsherr zu Lande und zu Wasser, sei es als Regent seiner Staaten, sei es als Protektor der Wissenschaft, sei es als Maecen der Künste. Immer ist er im Dienst, immer thut er seine Schuldigkeit, immer ist er ein hohes, hehres Beispiel treuer Pflichterfüllung für jeden Deutschen." Graf Ballestrem ist der Abgeordnete, der dem Fürsten Bismarck im Reichstage zurief: „Pfui!" Bismarck hat darauf geantwortet: „‚Pfui!' ist ein Ausdruck des Ekels und der Verachtung. Meine Herren: glauben Sie nicht, daß mir diese Gefühle fern liegen; ich bin nur zu höflich, um sie auszusprechen."

* *
*

Der Zusammenbruch der berliner Hypothekenbanken hat das deutsche Nationalvermögen um Hunderte von Millionen geschädigt. Am sechsundzwanzigsten Juni 1899, als die Schrift des inzwischen verstorbenen Dr. Voigt schon auf die bei der Preußischen Hypotheken-Aktienbank herrschenden Mißstände hingewiesen hatte, sagte Herr von Hammerstein-Loxten, der preußische Minister für Landwirthschaft, Domänen und Forsten, im Landtag, „gegen die gegenwärtige Sicherheit der Hypothekenpfandbriefe könnten begründete Bedenken nicht erhoben werden." Der Bericht der Budgetkommission des Abgeordnetenhauses sagt darüber: „Bereits im Frühjahr und Sommer 1899, als sowohl der Chef des die Aufsicht führenden Ministeriums wie der Dezernent für die Beaufsichtigung der Hypothekenbanken alle Hypothekenbank-Pfandbriefe für gleichmäßig sicher erklärten, herrschten mindestens bei einer dieser Hypothekenbanken die allertraurigsten Verhältnisse." Seit dem ersten Januar 1900 besteht für die Hypothekenbanken das Institut des Treuhänders. Auch diese Beamten haben nicht, wie man doch zu erwarten berechtigt war, rechtzeitig ihre warnende Stimme erheben. Sie werden, wie der Centrumsredner im Landtag sagte, „gewöhnlich in sehr honoriger Weise von den Hypothekenbanken besoldet", von den Banken also, deren Geschäftsführung sie als unbefangene Kritiker beaufsichtigen sollen. Und woher werden diese Beamten genommen? Herr Eugen Richter hat im Hause der Abgeordneten gesagt: „Ich habe mir die Liste der Treuhänder der berliner Hypothekenbanken geben lassen und daraus entnommen, daß man hier neue Sinekuren für die Vortragenden Räthe aus den Ministerien einrichten zu können geglaubt hat. Vortragende Räthe aus dem Finanzministerium, dem Landwirthschaftministerium, der

Centralgenossenschaftkasse, der Seehandlung sind hier mit einbegriffen. Ob die Herren mit ihrer Stellung im Ministerium dabei nicht unter Umständen in Konflikt kommen, will ich dahingestellt sein lassen." Der konservative Abgeordnete von Arnim meinte, ein solches Doppelverhältniß sei „in hohem Grade unerwünscht und dem Ansehen der Staatsbehörde schädlich." Preußen amerikanisirt sich recht schnell. Immerhin wird es unmoderne Leute geben, die von dieser Entwickelung nicht entzückt sind und finden, wir brauchten wie das liebe Brot ein Gesetz, das die Verantwortlichkeit der Minister feststellt und dem durch Unfähigkeit oder Fahrlässigkeit eines besoldeten Staatsbeamten Geschädigten den Regreßanspruch sichert. Ein solches Gesetz hat schon Lagarde verlangt und Bismarck hat in seinen letzten Lebensjahren die gesetzliche Fixirung der Ministerverantwortlichkeit sehr oft als eine der dringendsten politischen Aufgaben des Landtags bezeichnet. Sie ist seitdem noch dringender geworden.

* * *

Dem Brief der Frau eines adeligen Offiziers entnehme ich die folgenden Sätze über den — hier schon einmal besprochenen — Neujahrserlaß, in dem der Kaiser als oberster Kriegsherr den in Berlin garnisonirenden und hierher kommandirten Offizieren neue Vorschriften über das Anlegen von Civilkleidern gemacht hat: „Nicht die Androhung einer hohen Strafe bei Mißachtung des Befehls wird am Meisten besprochen, sondern der Passus, daß von einer Verwendung der wegen unerlaubten Civiltragens bestraften Offiziere in höheren Stellen abgesehen werden solle, ferner die Begründung, daß die Anschaffung theurer Civilkleider die Ausgaben unbemittelter Offiziere erhöhe, und schließlich die Veranlassung, die die so wesentliche Verschärfung des Strafmaßes für Civiltragen hervorgerufen haben soll.

Lauscht man den Gesprächen militärischer Kreise über dies für sie so wichtige Thema, dann muß man unwillkürlich die unseren Offizieren in Fleisch und Blut übergangene Disziplin bewundern. So schwerwiegend und unangenehm dieser Erlaß ihres obersten Kriegsherren für die Offiziere sein mag: man hört doch nie ein abfälliges Urtheil über die kaiserliche Verfügung, ja, vielfach wird die Nothwendigkeit eines solchen Verbots gegenüber gewissen Ausschreitungen der ‚oberen' — zwar nicht Zehntausend, aber doch — Hundert anerkannt, wobei man allerdings dies ‚obere' nicht auf die Charge, sondern mehr auf Stand und Portemonnaie der Einzelnen oder die dem Thron nähere Stellung ihrer Regimenter beziehen darf. Nur eine Bemerkung vernimmt man immer und immer wieder, in welchen militärischen Kreisen man — abgesehen von den ‚obersten' — sich auch bewegen mag: ‚Civiltragen macht doch das Leben gerade billiger!' Das ist unbestreitbar richtig. Betrachtet man die monatlichen Einnahmen unserer jüngeren Offiziere, um die es sich hier hauptsächlich handelt, so erscheinen sie im Vergleich zu den Einkünften der ihnen gleichgestellten Kreise ganz auffallend gering. Die dienstlichen Einnahmen eines Lieutenants belaufen sich im Ganzen auf etwa 125 Mark, wozu seine Zulage kommt, die bei der Infantrie 45, bei der Artillerie 70 und bei der Kavallerie 120 Mark betragen soll. Ist diese Zulage häufig auch erheblich höher, so ist doch die Zahl der Offiziere, die mit weniger, ja, oft mit gar keinem väterlichen Zuschuß in glänzendem Elend bis zum Hauptmann durchhungern müssen, verhältnißmäßig sehr groß. Die Festsetzung eines Durchschnitts-Gesammteinkommens, wenigstens für die Lieutenants der Linien-Infanterie und -Artillerie, ist kaum möglich, aber mit 200 Mark sicherlich nicht zu niedrig be-

messen. Von dieser zu ‚standesgemäßem' Auftreten kaum ausreichenden Summe sind für militärisch wohlthätige, kameradschaftliche, für das Regiment repräsentative und ähnliche Zwecke noch etwa 20 Mark abzuziehen. So soll der junge Offizier mit etwa 180 Mark Wohnung, Kleidung, Ernährung und alle Nebenausgaben bestreiten. Was, fragt man unwillkürlich, wird zu größeren Ausgaben verleiten: die Anschaffung eines Civilanzuges, der mindestens drei Jahre getragen werden kann, oder die Verleihung von goldenen Litzen und ähnlichem Schmuck und Neuanschaffungen, wie sie der Armee durch die geplante Einführung der Khaki-Waffenröcke, Litewken, Dienstheime, Schärpen und Bandeliere in Aussicht stehen?

Rechnet man Wohnung und Kleidung sehr billig zu 80 Mark, so soll unser vielbeneideter Lieutenant mit, gut geschätzt, monatlich 100 Mark, Das heißt: pro Tag 3,50 Mark, sein Essen und alle die vielen kleinen Nebenausgaben bestreiten. Er soll damit überall „patent" auftreten, Wohlthätigkeitbazare mit seinen Tanzbeinen verschönern, eine große Geselligkeit mit dem obligaten Obolus des ‚Fünfjroschenstücks' an den dienstbaren Geist pflegen, auf Straßenbahnen und in ‚Lokalen' gute Trinkgelder geben und so weiter. Was aber der theuerste Nachtheil seiner Stellung ist: er darf in Uniform nur sogenannte ‚anständige' Lokale besuchen. Das ‚anständig' heißt im militärischen Jargon: ‚Wo ältere Kameraden mit ihren Damen verkehren'. Das ist eine für die meisten mittelgroßen Provinzstädte zutreffende Definition, die aber in Berlin, im Verein mit dem von der ‚klotzig wohlhabenden' Garde eingeführten Brauch, die Zahl der für Offiziere in Uniform erlaubten Restaurants in ungerechtfertigtem Maßebeschränkt. Abgesehen von den ganz großen bayerischen Bierlokalen der Friedrichstadt, den bekannten Schultheiß-Restaurants und ganz wenigen Cafés, ist so der Offizier moralisch mehr oder weniger gezwungen, in feinen, aber auch theuren Weinstuben oder ‚auch Bier'-Restaurants mit entsprechenden Preisen zu verkehren. Daß unter diesen Umständen der vielleicht das einzige Mal in seinem Leben und nur kurze Zeit in Berlin weilende künftige Feldherr keine ‚elenden Maravedis' zur Bezahlung von theuren Parquet- oder Ersten Rang-Plätzen der Theater übrig hat, ist nicht verwunderlich. Die Folge ist also: er ist gewissenhaft, kauft sich keinen Civilanzug, geht nur in Uniform — also aus Sparsamkeit fast nie — aus und kehrt in seine großstadtluftleere Garnison eben so weltunkundig zurück, wie er sie verließ. Oder er spart sich durch Benutzung der dritten Wagenklasse auf den Reisen von und in die Garnison und andere kleine Finanzcoups die Gelder für ‚ein Civil', stillt im Gewande des einfachen Bürgers seinen Appetit in Restaurants mit ‚gutem Mittagstisch zu einer Mark', behält genug übrig, um hin und wieder auf billigerem Platz ein Theater oder Konzert besuchen zu können, und ... läuft unglücklicher Weise einem besonders streng fühlenden Vorgesetzten in die Arme, der ihn wegen unerlaubten Civiltragens zur Bestrafung meldet. So sehen wir den vielleicht hoffnungvollen jungen Menschen, weil er (durch die Verhältnisse zu einem Ungehorsam gezwungen, der wegen seiner allgemeinen Ueblichkeit kaum noch als solcher galt) das Pech hatte, ‚gefaßt' zu werden, aus seinem eigentlichen Beruf verabschiedet, einen kümmerlichen, seinen bisherigen Standesansichten meist sehr fern liegenden neuen, Broterwerb' suchen.

Und fragt man, wer dies Alles verschuldet hat, dann wird man hören, daß einige pekuniär außerordentlich gut gestellte ‚Kameraden', die ihren regelmäßigen Mittagstisch im Hotel de Rome einnehmen, die für ‚Offiziere in Uniform' verbilligten Abonnementspreise auch ‚in Civil' ausnutzten, daß Gardekavalleristen ‚im

rothen Rock', dem Parforcejagdanzug, eine Abendgesellschaft mitmachten, der Mitglieder des Hofes beiwohnten, und daß ein in höherer Stellung befindlicher Gardeoffizier nach englischer Sitte — die doch von Auswärtigen Amtes wegen bei uns maßgebend sein müßte — auf seine Einladungskarten zu einem militärischen Diner statt ‚bitte: Gesellschaftanzug' oder ‚bitte: Ueberrock' geschrieben hatte: ‚bitte: Frack'.

Auf der einen Seite Ermahnung durch Ordres zu billigerer Gestaltung der Lebensführung in den militärischen Kreisen, auf der anderen Seite Zwang der Mitglieder des selben Standes zu den verschiedenartigsten großen Ausgaben: Das ist die Tendenz, in der das Leben unserer Offiziere von oben beeinflußt wird. Der Monarch kann solche nebenbei eintretende und unbeabsichtigte Folgen gut gemeinter, im Prinzip anerkennenswerther Erlasse unmöglich überschauen, da von seiner Höhe der Blick nicht in die Winkel der ihm fremden Tiefen dringen kann. Warum aber erheben nicht die Berather, die aus der selben Tiefe sich zur Thronesnähe heraufgearbeitet haben, ihre Stimme, um ihrem Herrn die heimlichen Spazirgänge eines Harun al Raschid zu ersetzen? Das soll zwar, wie man in dem Thron besonders nahestehenden militärischen Kreisen flüstert, in dem Fall des Civilanzug-Erlasses verspätet geschehen sein und der Kaiser sich für in der Praxis mildere Auffassung des im Wortlaut so strengen Verbots ausgesprochen haben; aber was hilfts? Dann bleibt Alles beim Alten, — mit dem Unterschiede, daß das Offiziercorps zu bewußtem, ungerügt bleibendem Ungehorsam gegen ausdrückliche Befehle seines obersten Vorgesetzten täglich gezwungen wird und daß Jeder, in Folge der Zeitungnotizen, beim Anblick eines Civil tragenden Offiziers — man erkennt sie bekanntlich sofort — sich sagt: ‚Das ist die berühmte Disziplin unserer Armee.' Also Verschlechterung der Disziplin und Verminderung des Prestiges der Offiziercorps ist die Folge solcher impulsiv gegebenen Ordres." Diese Auffassung scheint mir sehr richtig. Uebrigens ist seit Neujahr den Offizieren auch verboten, den Kaiser vom Wagen oder von der Droschke aus zu grüßen; sie sind angewiesen, sobald sie den Kaiser sehen, aus dem Wagen zu springen und Honneurs zu machen. Aeltere Offiziere lassen seitdem den Kutscher nur in Nothfällen noch durch die Linden fahren.

* * *

Scherls „Tag" meldete neulich, „der Volksmund sei weise berathen gewesen, als er den Freiherrn von Stumm zum König von Saarabien salbte". Ein weise berathener Mund ist ungewöhnlich, ein salbender Mund unappetitlich. Uebrigens stammt der Scherz aus den Mandschu-Briefen, in denen der Herausgeber der „Zukunft" den edlen Li-Hung-Tschang, dem damals die berlinische Plutokratie sub auspiciis des Herrn von Boetticher huldigte, erzählen ließ, im Reichstag sei ein von Ministern umringter Herr ihm als der mächtige König von Saarabien bezeichnet worden, dem Lande, in dessen Erdreich man die berühmtesten Schleifsteine finde. Daß sich das Wort, eben so wie der auch aus der „Zukunft" stammende „Caprivismus", eingebürgert hat, wird dem Reichsretter an der Saar unangenehmer sein als mir.

* * *

10396 Orden hat im Lauf des Jahres 1900 der König und Kaiser verliehen. Der für soziale Verdienste gestiftete Wilhelmsorden wurde zweimal, der Orden Pour le mérite für Wissenschaft und Kunst einmal verliehen.

* * *

Max von Pettenkofer hat sich erschossen. Der große Hygieniker war dreiundachtzig Jahre alt geworden, er fühlte des Geistes Kraft schwinden, glaubte, auf der Erde nichts Nützliches mehr wirken zu können, fürchtete, eines nicht fernen Tages zum Kind oder zum Tollen zu werden, — und machte ein Ende. Das hat, in ähnlicher Bedrängniß, Otto Mittelstaedt gethan. Das thun zu dürfen, war in den letzten Lebensjahren Bismarcks liebster Wunsch. Wie oft seufzte er, der beinahe bös wurde, wenn seine Johanna dem Gesinde Traktätchen zusteckte, über unsere christliche Verzärtelung und über die Last einer Tradition, die ihm diesen Weg zu beschreiten verbot! Die Alten, sagte er, waren vornehmere Leute. Der jüngere Cato, der erst noch im Phaedon las, ehe er sich entleibte. Kein großer Politiker; aber sehr anständig, den Tod der Gnade eines Caesar vorzuziehen. Und Seneca, der Philosoph und Monarchenerzieher, den Intriganten aus der Gunst seines jungen Herrn verdrängt hatten und der sich von dem Ungnädigen nicht richten lassen mochte. Der dachte: Doppelt hält besser; und schnitt sich im erstickenden Dampfbad die Adern auf. Jammervoll, daß man uns diese Freiheit nicht gönnen will. Daß wir, zu nichts mehr nützlich, im Krankenstuhl warten sollen, bis wir nach und nach geistig und körperlich absterben. Einen alten Hund, der sich nur noch so hinschleppt, schießt man nieder. Aber wir!... Pettenkofer hat es gethan. Mit der weisen Ruhe eines Schülers der Stoa. Mit der unbeirrbaren Logik des naturwissenschaftlich gebildeten Geistes, über den Theologie und Teleologie nichts vermochten. Er hat die Menschen Reinlichkeit gelehrt, ihnen, wo ers vermochte, den Boden gesäubert, hat den Bacillus nicht gefürchtet, den Allerschrecker, fürchtete jetzt nicht den Tod. In seiner Weltanschauung war bis zum letzten Wank Einheit. Er ließ den Mikroben, den nie ganz zu bannenden, Licht und Luft, ließ dem Menschen, der gegen solchen Feindes Wüthen sich selbst unverwundbar machen sollte, das Recht, nach seiner Wahl seinem Leben die Grenze zu setzen. In ernster Stimmung steht jeder Empfindende an diesem Grab. Und durch den Sinn geht ihm wohl Schopenhauers Wort: „So viel ich sehe, sind es allein die monotheistischen, also jüdischen Religionen, deren Bekenner die Selbsttötung als ein Verbrechen betrachten ... Wenn in schweren, grauenhaften Träumen die Beängstigung den höchsten Grad erreicht, so bringt eben sie selbst uns zum Erwachen, durch welches alle jene Ungeheuer der Nacht verschwinden. Das Selbe geschieht im Traum des Lebens, wenn der höchste Grad der Beängstigung uns nöthigt, ihn abzubrechen."

* * *

In den vom Grafen Hochberg versandten Einladungen zum Subskription-Ball wird um rasche Rücksendung der Listen gebeten, damit die General-Intendantur der Königlichen Schauspiele „hiernach eine Billet-Vertheilung entwerfen könne, die weder den Raum noch das für die verschiedenen Stände gegebene Zahlenverhältniß überschreitet." Das Ballbillet kostet fünfzehn Mark; es ist also nicht anzunehmen, daß allzu viele Proletarier mit Frauen und Töchtern ins Opernhaus kommen. Trotzdem glaubt die General-Intendantur, von einem „für die verschiedenen Stände gegebenen Zahlenverhältniß" reden zu sollen. Und die stolzen Bürger mit dem berühmten steifen Rückgrat führen ihre Gesponsen und Sprossen zu einem Fest, auf dem sie nur in einem „gegebenen Zahlenverhältniß" geduldet werden.

* * *

Herr Professor Pietsch, der leider nicht nur über decolletirte Damen, sondern noch immer auch über Kunst schreibt, schildert, wohl ohne zu ahnen, was er thut, den Freunden der Tante Voß sehr anschaulich, wie es auf den bourgeoisen Bällen der „guten Gesellschaft" zugeht und welche Rolle dabei die gefeierten Poeten spielen. Er erzählt von einem öffentlichen Kostümball, von den Erfolgen des als österreichischen Dragoner vermummten alten Komoedianten Haase und fährt dann in seinem sonderbaren Deutsch fort: „Freilich zeigte sich dem Glattrasirten mit der Gabe des ‚Herzbrechens' der bartprangende Dichter der ‚Ehre' und der ‚Heimath' mindestens gleich reich gesegnet wie dieser glattrasirte Dragoner. Es war höchst amusant, zu beobachten, wie ihn die jungen Schönen umringten, mit verlangenden und verheißungvollen Blicken und hold stammelnden Worten um seine Namensunterschrift auf überreichten Postkarten flehten; wie eine gar, das schwarzäugige Gesicht von Entzücken verklärt, das dunkellockige Köpfchen, es vor dem Angebeteten in verehrender Demuth neigend, ihm als Stehpult oder Unterlage für die mit dem unsterblichen Dichternamen von ihm eigenhändig zu schmückenden Zierrathen freudig darbot. Auch der hünengestaltige Heldensänger Kraus erhielt kaum geringeren Anlaß zur Zufriedenheit mit der Wirkung seiner Persönlichkeit auf junge, gefühlvolle weibliche Seelen. Ueberhaupt gleicht das Verhalten der schöneren, zarteren Hälfte der Gesellschaft dem bei einem Tanz mit ‚Damenwahl'. Die sonst so zurückhaltenden und kühl bis ans Herz hinan scheinenden wohlerzogenen jungen Frauen und Fräulein werfen an diesem einen Abend und der ihm folgenden Festnacht die sonst selbstverständlichen Zügel und hemmenden Schranken von sich. Sie ergreifen die Initiative; und eine Art Gewohnheitrecht, von dem sie willig Gebrauch machen, gestattet ihnen, hier sich, ohne Anstoß zu geben und zu nehmen, dem fröhlichen Uebermuth zu überlassen und sich auch einmal, wie sonst nur die Herren von heute, als ‚moderne Menschen' zu fühlen und zu benehmen, denen erlaubt ist, was — ihnen — gefällt." Das Schauspiel, Herrn Sudermann im Schweiße seines Angesichtes auf Kostümbällen für seine Unsterblichkeit arbeiten zu sehen, findet Herr Pietsch „höchst amusant". Hoffentlich liest kein Antisemit den Bericht.

* * *

Der Deutsche Kaiser hat in England nicht nur die im Burenkrieg verwundeten Soldaten besucht: er hat auch dem Lord Roberts den höchsten preußischen Orden — den vom Schwarzen Adler, der als die Krönung eines Feldherrn- und Ministerlebens gilt — verliehen und sich höchst erfreut über die „Ehre" ausgesprochen, daß es ihm, als britischem Feldmarschall, vergönnt sei, die selbe Uniform zu tragen wie der Herzog von Wellington und Lord Roberts. Wie die Zeiten und die Anschauungen sich ändern! Eben noch wurde Roberts in der deutschen Presse als ein scheusäliger Barbar hingestellt. Und über Wellington liest man in Treitschkes Deutscher Geschichte: „Was verschlug es ihm, wenn die Bundesgenossen durch seine Schuld eine Schlappe erlitten? Es waren ja doch nur Deutsche; und auf die fremden Nationen, mit denen ihn sein Kriegerleben zusammenführte, hatte er nie Rücksicht genommen, mochten sie nun Hindus, Portugiesen oder Preußen heißen ... Wellington sprach mit unerquicklichem Hochmuth von seinem wahrlich bescheidenem Siege; ‚wir haben geschlagen, die Preußen sind geschlagen', wiederholte er mehrfach. Er fand kein Wort der Dankbarkeit für die Preußen, deren uneigennützige Aufopferung ihm doch allein die Annahme des Gefechtes bei Quatrebras ermöglicht hatte ... Wellington ging auf den schönen

Gedanken (die Schlacht nach dem Hof La Belle Alliance zu nennen), der beiden Völkern die verdiente Ehre gab, nicht ein. Die Schlacht sollte als sein Sieg erscheinen, darum taufte er sie auf den Namen des Dorfes Waterloo, wo gar nicht gefochten wurde. Während Gneisenaus Schlachtbericht durchaus ehrlich und bescheiden den wirklichen Hergang erzählte, stellte der Herzog in seinem Bericht die Ereignisse so dar, als ob sein letzter Scheinangriff die Schlacht entschieden und die Preußen nur eine immerhin dankenswerthe Hilfe gebracht hätten . . . Wellington vollendete unterdessen einen Meisterstreich britischer Diplomatie, der dem gewandtesten londoner Stockjobber zur Ehre gereichte." Er ließ nämlich, noch ehe die zum Befreiungskrieg verbündeten drei Monarchen in Paris eintrafen, den Bourbonen in die Tuilerien einziehen und „vereitelte dadurch die gerechten Forderungen der deutschen Nation". Ohne Wellingtons Intervention, meint Treitschke, hätte Deutschland schon im pariser Novemberfrieden Elsaß-Lothringen zurückerhalten. „Die Abtrennung von Elsaß-Lothringen war möglich, wenn die Alliirten sich zunächst unter sich einigten und dann den Bourbonen in das verkleinerte Königreich zurückriefen; sie war unerreichbar, wenn man darüber mit einem befreundeten König verhandeln mußte. Mit gutem Grund klagte Hardenberg, das eigenmächtige Verfahren der Briten habe die Koalition in einen ‚amphibischen Zustand' versetzt." Es mag danach zweifelhaft sein, ob, wie der Kaiser annimmt, das „Kompliment", das dem höchsten deutschen Kriegsherrn ermöglicht, die selbe Uniform wie Wellington und Roberts zu tragen, von der „Armee höchlich gewürdigt werden wird." Aus der politisch bedeutsamen Zeit der englischen Trauerfesttage sind nur zwei Meldungen noch nachzutragen. Eine aus dem höfischen Kleinen Journal: „Der londoner Financier Sir Ernest Cassel (deutscher Abkunft, später in England geadelt) wurde nach Windsor befohlen, wo der Kaiser sich mit ihm im Park erging." Zweitens: Lord Roberts ist zu den Kaisermanövern nach Ostpreußen eingeladen und auch Eduard der Siebente kommt nächstens nach Deutschland. Daß der König von England seine todkranke Schwester besucht, ist selbstverständlich. Er aber und sein Feldmarschall würden sich täuschen, wenn sie etwa erwarteten, bei ihrem Besuch von deutschen Menschen mit Jubelrufen begrüßt zu werden.

* * *

Dem Herrenhaus ist „der Entwurf eines Gesetzes, betreffend die Ergänzung der Gesetze über die Errichtung von Marksteinen" zugegangen. Sollte es nicht möglich sein, auch durch ein Reichsgesetz die in den letzten Jahren streitig gewordene Frage zu entscheiden, wer im Deutschen Reich Marksteine zu errichten hat?

Yvette Guilbert.

Heinrich Heine hatte in sentimentaler Stimmung beseufzt, daß er über die Vaudevillegrisetten nicht lachen könne, weil er immer daran denken müsse, wo solche Schwänke in der Wirklichkeit enden: in den Gossen der Prostitution, in den Hospitalsälen von Saint-Lazare, auf den Tischen der Ana-

tomen. Das klang 1837 wahrscheinlich sehr komisch und Niemand hätte damals geglaubt, daß aus solchen Narrenlaunen einmal ein Genre entstehen könnte. Aber die Bourgeoisie wurde älter und trübsinniger und eines Tages regte sich ein neues, schwächliches, müdes und mitleidiges Geschlecht, dessen einzige Freude noch war, Werthe abzuklopfen und das Innere des Spielzeuges von gestern mit prüfendem Finger zu durchwühlen. Die sonderbaren Heiligen aus diesem Geschlecht verzichteten nicht etwa auf solches Spielzeug — durchaus nicht —, aber sie waren stets bereit, nach der Benutzung heiße Thränen über das Schicksal des armen Lustobjektes zu vergießen. Sie nahmen die Dirnendienste willig an, sprachen dann aber also zu den Mißbrauchten: Ihr Aermsten endet in den Gossen, im Hospital, auf den Tischen der Anatomen; und Das ist die Folge eines fluchwürdigen Gesellschaftzustandes. Es fanden sich Dichter für diese Decadencegefühle, Eckendichter natürlich, die das große Mitleiden der Dickens und Dostojewskij für den Kleinverkehr aushökerten, die sozialistische Weltstimmung kam hinzu, — und das Genre Yvette Guilbert wurde Mode. Eine kluge Sängerin, ganz einfach gekleidet, ohne Schmuck, die mit vollendeter Kunst und mit wehmüthig nasalem Ton den Jammer der Prostituirten und ihrer Zuhälter singt: Das war neu, war gräßlich „zeitgemäß", die liebe Zote fehlte bei Yvette natürlich auch nicht und ganz besonders prickelte noch der Gedanke, daß die schluchzende Artistin mit Hunderttausenden auf dem Goldminenmarkt engagirt war. Der Kapitalist, der vor Kapitalisten über die irdische Noth der Elenden und über das Weh der schwachen Geschöpfe, die er für seine Lüste doch braucht und weiter zu brauchen entschlossen ist, bitterliche Zähren vergießt: Das ist das vorläufig letzte Bild aus der populären Ecke der französischen Literatur . . . Vor sechs Jahren, als der Besuch der Frau Anna Judic den Anlaß bot, der französischen Volkskunst, der gaya scienza, die unter den luftigen Meßzelten einst entstand, ein Bischen nachzustöbern, schrieb ich diese Zeilen. Wie froh bin ich heute, daß ich zum Ruhm der Frau Guilbert nicht höhere Töne anschlug, der damals so laut gepriesenen divette Yvette! Die Versuchung war groß. Sehr feine Franzosen hatten sie gelobt; und als ich zum ersten Male den Stern sah, der von Belgien her über den Nachthimmel gezogen war und lange leuchtend über den Buttes Sacrées von Montmartre stand, war ich, wie Alle, von seinem Glanz geblendet. Eine sehr schlanke, sehr hoch aufgeschossene Dame mit unregelmäßigen Zügen, rothem Haar und lebhaften, listigen Augen. Weißes Kleid, schwarze Mitaine-Seidenhandschuhe bis zur Schulter. Eine, die „anders" war als sonst die Tingeltangelköniginnen. Sie sang auch andere Sachen. Soziale Satire von der äußersten Frechheit. Maurice Donnay hatte ihr Les vierges und Les vieux messieurs gedichtet. Da höhnte sie allerliebst die unschuldig scheinenden Engel, die thun, als glaubten sie noch an den Klapperstorch, und dabei bis auf Eins Alles gewähren, tout, mais pas ça,

und wurde schon wilder, wenn sie von den alten Kerlen sprach, die auf den Boulevards den kleinen Ladenmädchen nachbirschen. Ihr Bestes aber gab sie in den Liedern von Xanroff und Jules Jouy. Ihre Soularde war beinahe groß und ihre Pierreuse von fast erhabener Scheusäligkeit. Sie hatte da einen Pfiff, den Pfiff, mit dem die Prostituirten einander vor dem Schutzmann warnen, die Zuhälter andere Gildenbrüder herbeilocken. Das gellte durch Mark und Bein. Und mit wundervoller Anschaulichkeit beschrieb sie, wie die arme Strichgängerin ihren petit homme, der sie gewiß oft braun und blau geschlagen hat, hinrichten sieht. Das wirkte, im Vorstadtargot, wie der Ausdruck einer starken Persönlichkeit. Zola und Antoine hatten uns abgehärtet und die Guilbert wurde als Exponentin des Naturalismus gefeiert, der nun sogar die Singspielhallen erobert habe. Jetzt ist sie wieder bei uns. Im Metropol-Theater tritt sie auf. Vorher quälen sich arme Komoedianten, die keuchen, um komisch zu wirken, redlich mit einer Cirkusposse ab. Es ist zum Weinen. Das wäre vor zehn Jahren im berliner Westen noch nicht möglich gewesen. Im letzten „Bild" die übliche Parade feister Mädchenschenkel in schlecht abgetönten Tricots. Neben mir saß eine Dame aus dem gallischen Sprachgebiet, die ganz entsetzt, ganz verstört vor sich hinstarrte. Der Platz kostete sieben Mark. Und es gab Leute, die klatschten. Nun kam Yvette. Endlich! Erste Enttäuschung: sie ist dick geworden. Das sollte eigentlich nur die Leser des Börsencouriers interessiren. Hier aber ists wichtig. Das Beste, was die Guilbert früher zu geben hatte, war der Ausdruck nervöser Erregtheit und proletarischer Wuth. Das paßt nicht für eine dicke Dame. Die hat keinen Ton für eine auf dem Pflaster verkommende Säuferin, eine gehetzte Hure, eine Proletarierin, deren schriller Zornruf die schmutzige Bande in den Palästen beschimpft. Sie singt diese Sachen auch nicht mehr. Bérangers Großmutterlied; recht nett und graziös, aber nicht besser als andere pariser Chansonsängerinnen, deren Name nicht über Montmartre hinausdringt. Richepins gräuliche Verhunzung eines bretonischen Volksliedes von des Mutterherzens Liebe, die stärker ist als der Tod, die den Tod überlebt; mit einem Aufwand von Geberden, Grimassen und Kehlkopfkünsten, als sei sie bei Marie Laurent, der großen Melodramenspielerin, in die Schule gegangen. Sehr wirksam natürlich, aber sehr unnatürlich, sehr unfein; wo ist die alte Yvette, deren stärkster Reiz die phrasenlose Schlichtheit war? In der Légende de Saint-Nicolas zeigt sie sich fünf Minuten lang. Eine kleine, himmlisch dumme Geschichte im Stil der Noëls von Maurice Bouchor. Drei Kinder haben sich beim Aehrenlesen verspätet und suchen beim Dorfschlächter für die Nacht Unterschlupf. Den lockt das zarte Fleisch der Kindlein: er schlachtet und pökelt sie. Aber Sankt Nickel ist in der Nähe. Der braucht nur drei Finger zu recken und das kleine Volk ist wieder auf munteren Beinchen und weiß nicht einmal, was ihm geschah, hat gar noch

lieblich vom Paradiese geträumt. Das macht die Guilbert mit weisester Anmuth. Leis und klug, wie der Legendengeist es verlangt. Sehr hübsch ist namentlich die bedächtige, ein Bischen eitle Würde des heiligen Mannes, dem sie den feierlich tänzelnden Greisenschritt eines Oberhofmarschalls giebt. Dann aber wird es Nacht. Kein Stern ist mehr zu sehen. Das Couplet eines vom Wein erheiterten Jüngferchens, das Unsinn stammelt; die lustig schielende Odette Dulac in Fursys Boîte würde es geistreicher vortragen. Eine unsäglich alb.rne Parodie auf die Barrisons; hier sinkt die Vortragskunst auf das Niveau der talentvollen Nichte herab, die an Polterabenden, zum Staunen der Gäste, von Tantes Gnade losgelassen wird; Dilettantismus, der ohne den Nimbus des Namens nicht für den Wintergarten genügen würde; dessen Publikum hat die Fougère mit keckeren Karikaturen verwöhnt. Schließlich, als Zugabe, das grobe Lied von einer lachenden Wittwe, die des Heuchelns müde ist und auf dem frischen Grab ihres Quälers in hellen Jubel ausbricht; wieder ein großer Aufwand an Geberden, Gesichtsverzerrungen und Stimmkünsteleien, als säßen wir plötzlich im Ambigu. Muß denn aller Naturalismus im Melodramatischen enden? Schade. Frau Guilbert macht ihre Sache ja noch immer gut. Sie hat die große Tradition, die in langjähriger Uebung erworbene Routine und die Sprachtechnik, die ihr einst den Namen der grande diseuse eintrug. Lang ists her. Die Stimme, von der nur rauhe Reste erhalten sind, würde man nicht vermissen; aber der Reiz der Persönlichkeit ist dahin und ich begreife jetzt, daß die Pariser den alternden Liebling von früher nicht mehr sehen mögen. Lemaître zog ihr schon lange die frischere, weniger stilisirende Balthy vor und jetzt herrscht im Reich der Chansons die Polaire, ein merkwürdiges, spindeldürres Weib, das sich einen assyrischen Kopf macht und mit der grotesken Leidenschaft einer eben vom Blocksberg kommenden Hexe wüste Zoten singt, — Zoten, wie selbst in Lutetias Mauern kaum noch ein Menschenohr solche vernahm. Yvette möchte um jeden Preis die Gunst der Pariser zurückgewinnnen; sie fleht Huysmans um Legenden fürs Tingeltangel und versucht sich an Baudelaires kränklichen Liedern. Obs ihr mit dem Neuen, nie Dagewesenen glücken wird? Einstweilen ist sie qualité d'exportation geworden. Sie zieht als Virtuosin umher und muß, vor Hörern, die ihre Sprache nicht verstehen, mit plumpen Mitteln Wirkung erstreben. Die Mode der gigolos und gigolettes ist vorbei, die behende, lacertenhaft muntere Méaly gilt an der Seine jetzt mehr als die divette von 1890, historische und romantische haben die naturalistischen Stücke von den Bühnen verdrängt und sogar die sechzigjährige Judic darf wieder, wie einst im Mai der dritten Republik, Niniche singen. Die Gilbert aber ist vieux jeu. Und die Pariser werden lächeln, wenn sie jetzt im Figaro lesen, daß auch dieser ramponirte Ruhm die guten Berliner noch in Räusche festtäglichen Entzückens versetzt. M. H.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin-Schöneberg.